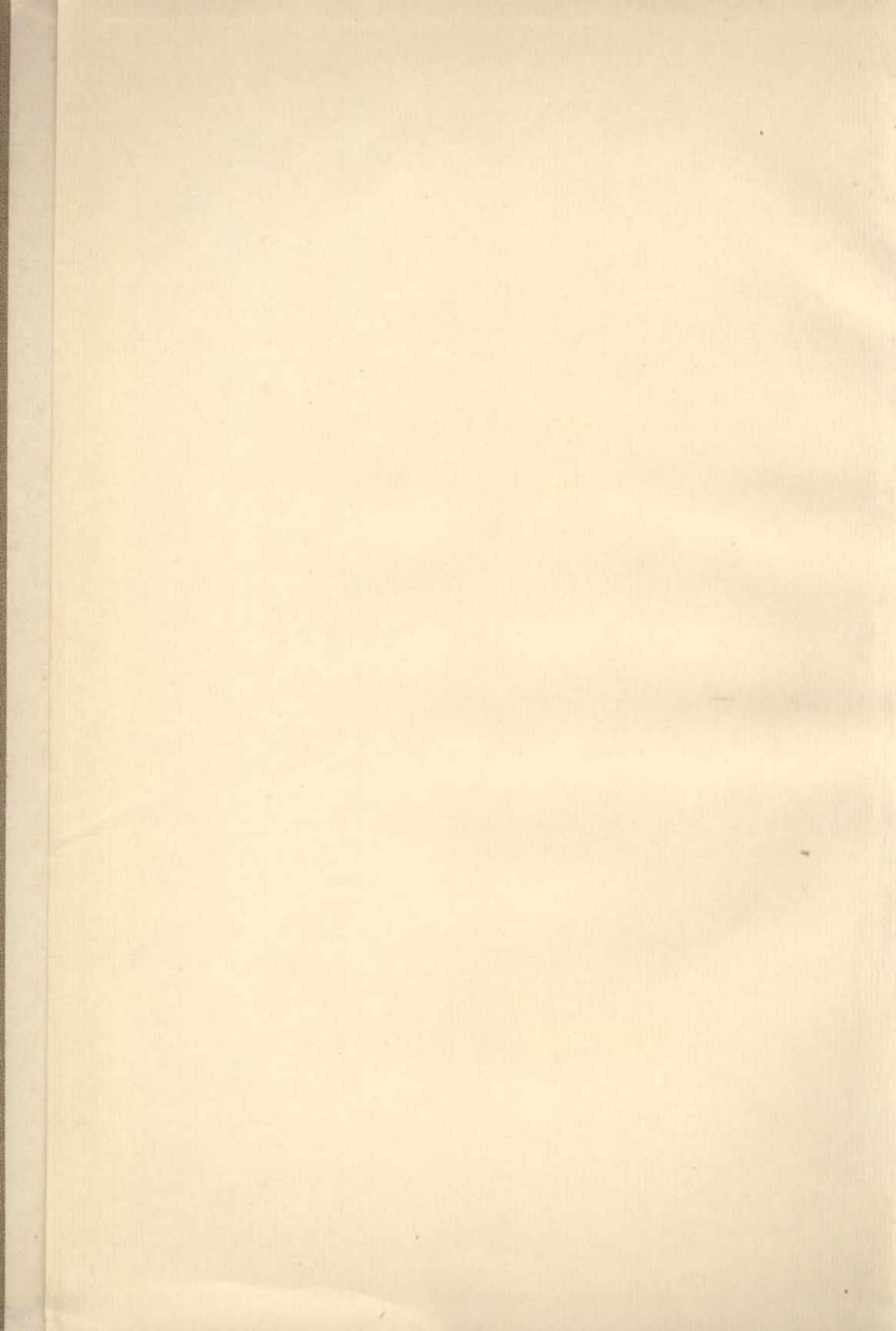
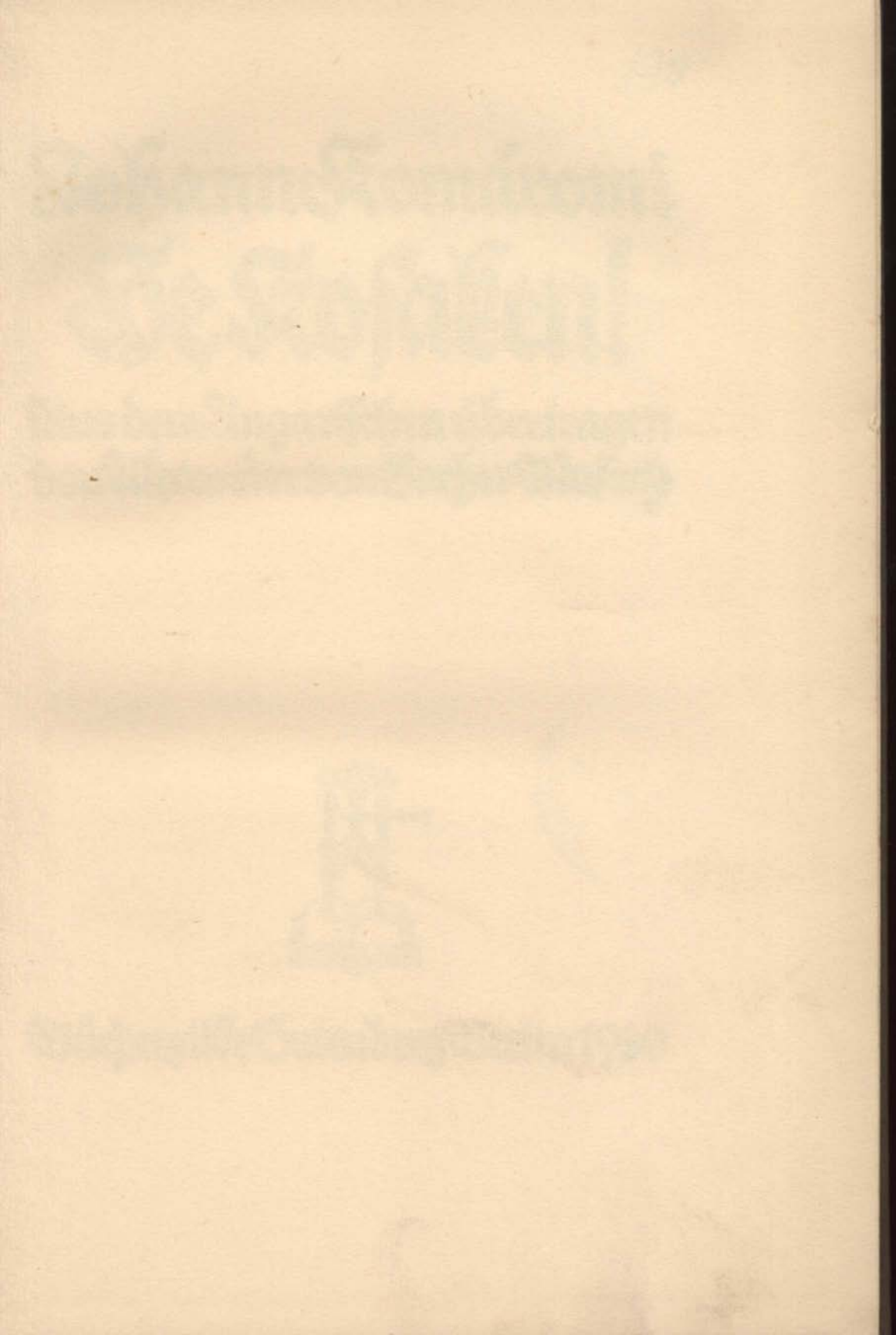


Die
Kosaken!

10-
Pm 9.8





199

Johanne Komáromi Die Zosaken!

Aus dem Ungarischen übertragen
von Alexander von Sacher-Masoch



Büchergilde Gutenberg Berlin 1930

ORSZÁGOS KÖNYVTÁR

246877



ORSZ. SZÉCHÉNYI-KÖNYVTÁR
Növekedéskönyv
1953. évi B. 3554. sz.



Copyright 1930 by Büchergilde Gutenberg, Berlin

Satz und Druck: Buchdruckwerkstätte GmbH., Berlin

Ausführung der Holzschnitte von Bruno Elibbe, Leipzig



Meine Großmutter kam ängstlich aus dem Vorhaus herein.

„Sie haben sich schon wieder geprügelt, irgendwo. Heilige Mutter Gottes, erbarme dich unser!“

Aus der Richtung der kleinen Brücke erscholl Pferdegetrappel. Ihr Wagen bog gerade in den Hof ein. Sie saßen darauf zu dritt: Mein Großvater, der Oberkosa, dann sein Schwiegersohn namens Georg Vajda, der erster Schafmeister aller Herden war, die sich in den Wäldern von Lazonh vorfanden, und — mein Vater. Sie sangen ein an Kriegsgefänge gemahnendes Lied, und mein Großvater jodelte mitunter dazwischen. Meine Großmutter stand in der Mitte des Zimmers, und während sie die Hände faltete, flossen Tränen über ihr Gesicht:

„Man wird sie noch einmal irgendwo totschiagen . . .“

Von draußen vernahm ich die Stimme meines Großvaters, wie er dem Kutscherburschen aufgebracht zurief:

„Spanne die Pferde aus, du!“

Dann wandte er sich dem Hause zu. Im nächsten Augenblick trat er in das Zimmer:

„Na, die haben ihre Gebühr bekommen!“

Er riß die Lammfellmütze vom Kopfe und schleuderte sie auf das Bett. Auf seinem Halse, der voller Falten war, wie der Hals eines Geiers, leuchtete eine frische Schlagwunde, sein Hemd war zerfetzt. Er

sah sich um, schnaubte zwei-, dreimal und blieb mit gespreizten Beinen in der Mitte des Zimmers stehen. Er erblickte meine Großmutter, die still trauernd in der Kaminecke kauerte. Er rief sie an:

„Was soll diese Miene, he?“

Großmutter stand auf und flüchtete erschrocken ins Vorhaus.

Der Oberkosak blieb weiter in der Mitte des Zimmers mit gespreizten Beinen. Seine gebogene Schnabelnase hob sich scharf von der Fensterscheibe ab, auf der schon das franke Grau der Dämmerung lag. Sein Haar hing ihm wirr über die Ohren. Ploßlich griff er in seine Mähne:

„Hü, wie mich der Zorn schüttelt!“

Da trat Georg Bajda ein, mit dröhnenden Stiefeln. Seine Schultern waren so breit, daß er nur seitwärts zur Tür herein konnte. Auf seinem Bauche baumelte ein kupferbeschlagener Geldgürtel. Ihm folgte mein Vater, der ein gedrungener, niedriger Mann war, aber mit Beinen wie Säulen.

Der Oberkosak rief begeistert:

„Na, Kinder, die Kosaken haben nicht zu ihrer Schande gearbeitet! Wie wir gerauft haben, Herrgott nochmal! Acht Wagen voll Ungarn und zwölf Wagen Slowaken blieben halbtot auf dem Plan! Ich bin zufrieden, Kosaken! Darauf wollen wir trinken . . .“

Georg Bajda und mein Vater ließen sich am Tisch nieder. Der Oberkosak begann das Zimmer zu durchforschen: Wahrscheinlich suchte er etwas. Dann rief er hinaus:

„He, Frau, wo ist der Schnaps?“

Großmutter öffnete die Türe, aber nur halb. Sie blieb auf der Schwelle stehen:

„Der Jude sagte, daß er nichts mehr pumpt . . .“

„So, sagte er das?“ lachte der Oberkosak, und in seinem Lachen war hohes Selbstvertrauen und unerhörter Spott. „Habt ihr's gehört,

Kinder? Diese Kreze hat es gewagt, zu erklären, daß sie nichts mehr pumpt. Die Läuse sollen seinen Bart fressen!"

Er blickte jäh auf Großmutter. Und es schien ihm etwas einzufallen, denn er fuhr sie rauh an:

„Halt die Klappe und lüge mir da nichts vor! Wo ist die Schnapsflasche? Gestern, als wir zur Hochzeit fuhren, blieb eine Flasche zurück. Wo ist der Schnaps?"

Meine Großmutter wandte sich um und verschwand lautlos weinend im Hinterhause. Als sie wiederkehrte, brachte sie die Flasche unter ihrer Schürze. Sie stellte sie auf den Tisch und ging hinaus. Sie trat auf den Fußspitzen auf. Das tat sie immer, wenn die Kosaken sehr zornig waren.

Der Oberkosak nahm den Liter und goß ein. Er warf sich stolz in die Brust:

„Himmel, diese acht Wagen Ungarn und jene zwölf Wagen Slowaken sehen jetzt gut aus! Aber es geschieht ihnen recht, den Großmäulern! Weshalb haben sie mit uns angebunden?"

Er trank. Nach ihm trank Georg Bajda. Und nach diesem mein Vater.

Ich hatte mich in die Kaminecke zurückgezogen. Der Oberkosak bemerkte mich:

„Her mit dir, Bengel! Trink!"

Er riß mich an sich und steckte mir die Flasche in den Mund. Das Getränk war bitter, und mir schwindelte davon. Ich schüttelte mich.

Der Oberkosak hieb mir lachend auf die Schulter:

„Hör zu, Kerl! Wir Kosaken haben heut nachmittag ein halbes Dorf verprügelt. Wir, zu dritt! Aber weshalb sind sie uns auch nicht ausgewichen?" fragte er gleichsam sich selbst. „Sie starben alle, es geschah ihnen recht! Du, Kerl" — er maß mich von oben bis unten — „hör mir jetzt zu, denn wenn du größer bist und nicht so raufen wirst wie dein

Vater und dein Großvater, dann dreh ich dir lieber gleich den Kragen um! Verstanden?"

"Ja wohl, Großvater."

Sie tranken wieder. Mein Vater schwieg vor sich hin. Georg Bajda bemerkte:

"Möglich, daß die Gendarmen uns holen kommen."

Der Oberkosa! lachte grell auf:

"Uns holen kommen? Sie mögen's probieren! Aber, Georg, daß du dich nicht schämst."

Dieser Tag war der späte Nachmittag eines Sonntags. Der Herbst ging zu Ende. Ich mochte damals noch nicht neun Jahre alt sein.

Der Oberkosa! stand prozig in der Mitte des Zimmers und verspottete seinen Schwiegersohn Georg Bajda, der die Meinung vertrat, daß sie es diesmal mit den Gendarmen zu tun haben würden. Der Oberkosa! lächelte, aber es war auch schon Zorn in ihm:

"Wenn ich nicht wüßte, daß ihr, wenn es sein muß, immer euren Mann stellt, würde ich euch gleich aus meinem Hause werfen..."

In jenem Augenblick vernahm man Lärm und Fußstampfen von der Straße her. Dann drängten mehrere Gestalten in unseren Hof. Der Oberkosa! war bereits im Vorhaus:

"Na, was gibt es? Warum drängt ihr so?"

"Gevatter Michael! Gevatter Michael!" riefen mehrere durcheinander. "Im Wirtshaus raufen die Ungarn von Kásk und die Slowaken von Márk! Sie morden einander!"

"Ich verstehe die Sache nicht!" rief der Alte. "Einer nur rede!"

"Es war so, Gevatter Michael", erklärte jetzt eine Stimme unter den vielen, "sie waren bei einer Kirchweih in Buttká, und bis hierher sind sie friedlich gekommen, aber hier begannen sie zu raufen..."

"Wieviel Tote gibt es?" erkundigte sich der Oberkosa!.

Es antworteten zehn zugleich:

„Da liegen schon mindestens zwanzig und jammern . . . Die übrigen hauen mit Stöcken und Äxten aufeinander los . . . Gevatter Michael! Kommen Sie schnell und stiften Sie Frieden!“

Nachdem der Oberkosak verstanden hatte, wovon die Rede war, sagte er ruhig:

„Wir tun, was wir können. Aber jetzt verschwindet von hier, sonst werde ich zornig!“

Er trat in das Zimmer und rief:

„He, Kosaken!“

Dieser Ruf bedeutete „Arbeit“. Mein Vater und Georg Bajda waren augenblicklich auf den Beinen.

Im nächsten Augenblick waren die drei schon auf dem Hofe. Ein, zwei blitzartige Wendungen: Der Oberkosak zog die Deichsel heraus, Georg Bajda und mein Vater ergriffen jäh eine Rippe. Und dann — mit der Deichsel und den Rippen auf den Schultern — stürmten sie die Dorfstraße entlang. Viele schlossen sich ihnen an, und es gab überhaupt großen Lärm. Als der Oberkosak beim vierten Nachbarn vorbeirannte, flatterten bereits seine Haare.

Sie stampften ab.

Großmutter stand in der Vorhaustüre, lehnte sich an den Türpfosten, und während sie ihre Schürze an die Augen hob, begann sie bitterlich zu weinen:

„Heilige Mutter, man wird sie noch einmal erschlagen . . .“

Um die brauchte man jedoch keine Angst zu haben! Denn aus der Richtung des Wirtshauses näherte sich bereits großer Lärm und Wirrwarr. Frauen, Kinder und Männer, die sich auf der Straße aufhielten, begannen zu laufen. Alle retteten sich in ihre Höfe, und rechts und links knallten die Tore zu.

Inzwischen näherte sich das Geschrei und Fußestampfen und wuchs an. Und plötzlich tauchten die Slowakenburschen von Márk auf,

schnaufend, gegen das obere Dorfende flüchtend. Ein-, zweimal blieben sie stehen, vielleicht um zu verschnaufen. Einzelne sprangen zu den Zäunen und brachen sich Pfähle, andere schwangen Messer in den hocherhobenen Fäusten, die übrigen griffen nach Steinen und schleuderten sie auf ihre Verfolger. Aber da brüllte gerade eine heisere Stimme:

„Ausreißen, Kinder, der verrückte alte Kosak ist da!“

Und zwischen den flirrenden Steinwolken tauchte mein Großvater auf, wie er mit wirren Haaren, puterrot vor Zorn, die Slowaken vor sich her jagte. Die Deichsel mähte wie eine Sense, und knapp hinter ihm schnauften Georg Bajda und mein Vater mit ihren Ripfen. Dahinter folgten unter Flüchen und Drohungen drei, vier Käske Burschen. Sie fuchtelten mit großen Stöcken in der Luft.

Die Märker Slowaken zogen sich immer weiter zurück und warfen sich dann plötzlich auf einen Steinhäufen. Und da begannen die Steine zu pfeifen. Die Haustore dröhnten, die Fensterscheiben splitterten . . . Meinen Großvater traf gerade in dem Augenblick, als er den Angriff vor unserem Hause organisierte, ein spitzer Stein an der Stirn. Der Oberkosak brüllte auf, schüttelte seine Mähne, die Deichsel entfiel ihm für einen Augenblick, und er griff sich an die Stirn. Seine Hand wurde blutig.

Und da ergriff er die Deichsel mit beiden Händen und brüllte zum zweiten Male:

„He, Kosaken! Tod den Slowakenhunden!“

Und ohne sich weiter um die Steine zu kümmern, ging er auf die Märker Burschen los. Er hob die Deichsel und schlug, daß es krachte. Jemand begann zu jammern. Gleich hinter dem Oberkosaken rannten Georg Bajda und mein Vater. Sie drangen immer weiter vor, die Straße hinauf, und meines Großvaters mörderisches Gebrüll entfernte sich immer mehr:

„Erschlagen wir sie! Zünden wir ihre Häuser an!“

Die Slowakenburschen flüchteten da bereits außerhalb des Dorfes. Von hier warfen sie sich in die herbstlichen Äcker, denn die drei Kosaken waren ihnen hart auf den Fersen. Dann erstarb der Lärm.

Die Straße belebte sich allmählich wieder. Die Menschen standen in Gruppen vor ihren Häusern, in eifrigem Gespräch. Aller Annahme nach besprachen sie das soeben erlebte blutige Ereignis, das zur großen Schande der Slowaken endete, nachdem mit Ausnahme von vier, fünf Kerlen auch die Kásker Ungarn das Schlachtfeld verlassen hatten.

Inzwischen wurde es Abend. Großmutter saß auf der Schwelle des Vorhauses, und da sie des Weinens überdrüssig geworden war, jammerte sie nur so leise vor sich hin. Später zog sie mich an sich und streichelte mein Haar:

„O mein Liebling, Gott behüte dich davor, daß aus dir auch so ein Landaufwiegler werde!“

Um diese Zeit kehrten auch die Kosaken heim. Sie mochten noch am oberen Dorfsende sein, aber ihr Lied schallte bereits über das ganze Dorf. Sie bliesen mit geschärften Kehlen irgendeinen wagemutigen Gesang. Später tauchten sie in der Mitte des Dorfes auf: Sie näherten sich in soldatischer Ordnung. Vorn der Oberkosak. Seine Stirn war blutüberströmt, aber er trug die Deichsel stramm auf der Schulter. Hinter ihm Georg Vajda und mein Vater, unverwundet und siegreich. Die Rippen auf den Schultern. Dann noch vier, fünf Burschen aus den Reihen der Kásker Ungarn mit Latten bewaffnet.

Es war schon Abend. Ganz oben in der Mitte des Himmels standen dünne Wolken, im Westen war der Himmel rot vom Weg der untergehenden Sonne. Und da begannen die Kosaken ein neues Lied. Sie grölten voll Begeisterung:

„Drei blanke Gulden gab ich dir,
Ein buntes Tuch zu kaufen.“



Sie waren schon bei unserem Hause angelangt und bogen in den Hof ein. Erst verabschiedeten sich jedoch die Käsler Burschen vom Oberkosaken, der ihnen fest die Hände drückte:

„Erzählt nur daheim, wie die Kosaken wieder gerauft haben!“

Im Hof warf er die Deichsel von der Schulter und sagte zu Großmutter:

„Lauf zum Juden hinüber, und wenn er aufbegehrt, werde ich ihn selbst besuchen. Ich will ihm den Bart kämmen . . .“

Großmutter gehorchte wortlos. Der Oberkosak wandte sich an meinen Vater:

„Hol ein wenig Pferdemist herein, ich muß mich zurechtdoktern. Ich glaube, daß Andreas Pikor gleich hier sein wird. Wir haben heute eine Besprechung.“

Dann wandte er sich an Georg Bajda:

„Geh ins Dorf hinaus und versuche Joseph Paczal zu finden, diesen Gauner. Ich hätte ein ernstes Wort mit ihm zu reden.“

Dann trat er in das Haus.

In der Stube war es finster. Der Oberkosak suchte nach einem Streichholz und zündete die niederbaumelnde Petroleumlampe an.

Ich saß verkrochen in einer Ecke der Ofenbank und beobachtete zitternd den Alten. Im flackernden Lampenlicht erschien er mir grauen-erregend. Sein zerwühltes Haar hing herab, von seiner Stirne träufelte Blut, und da er sich mit dem Hemdsärmel über das Gesicht fuhr, wurde sein ganzes Antlitz blutig. Und als seine tiefliegenden Augen die dämmerigen Winkel der Stube durchforschten, sah er aus wie ein sprungbereiter Hamster. Ich fürchtete mich.

Jetzt bemerkte er mich und starrte mich mit flackernden Augen an. Wir blieben lange so Aug' in Aug'. Ich an die Wand gedrückt, mit ängstlich geweitetem Blick, er im blutüberströmten, gespenstischen Schauen. Vielleicht erbarmte ich ihn, denn er sagte still soviel:

„Na, Freundchen, daraus kannst du lernen, wie man seine Ehre rettet.“

Ich hörte den Schlag meines Herzens, während der blutige Alte mir gegenüberstand. Zum Glück trat mein Vater ein, mit dem Pferdedeug in der einen Hand. In der anderen hielt er einen Knäuel staubiger Spinnweben.

„Ich will's gleich zubereiten, lieber Herr Vater“, sagte er zum Oberkossaken.

Er ging in das Vorhaus und holte eine Schüssel voll Wasser. In der Schüssel lag auch ein Brocken Lehm. Er knetete einen Zeig daraus. Dann traten sie zur Lampe. Mein Vater fuhr mit einem nassen Lappen über die blutende Stirn des Oberkossaken, preßte jäh die Spinnweben darauf, drückte jetzt den Pferdedeug darüber und beklebte schließlich das Ganze mit Lehm. Dann band er ihm ein Handtuch um die Stirn:

„Es ist soweit, lieber Herr Vater.“

„Danke, mein Sohn. Aber wir haben wenigstens Ordnung gemacht. Wie?“ Und er hob seinen verbundenen Schädel.

„Wie gewöhnlich“, antwortete mein Vater gleichmütig.

Eben kam Großmutter zum Vorschein und brachte vier oder fünf Flaschen Schnaps. Nachdem sie die Flaschen auf dem Tisch abgeladen hatte, nahm sie mich mit in das Hinterhaus, um mir ein Abendbrot zu geben.

Dort hinten weinte sie dann still vor sich hin, weil sie niemand sah. Und während ich aß, verkroch sie sich in die Ofenecke. Mitunter seufzte sie:

„Man wird sie noch einmal erschlagen . . .“

„Mein Vater hat vor keinem Angst“, sagte ich darauf.

Aber die arme Alte blies nur immerfort ihr Lied:

„Du wirst's erleben, mein Kind, man wird sie sicher morden. Gott behüte, daß auch du so einer wirst, wenn du groß bist. Letztlich haben sogar die Gendarmen ihre Namen aufgeschrieben.“

Nach dem Abendbrot entkleidete mich Großmutter, um mich nach vorn zu bringen. Denn sie schlief in der rückwärtigen kleinen Kammer, ich aber vorn mit Großvater. Der Oberkosak schlief jedoch niemals in einem Bett, sondern breitete seine Bunda vor die Ofenbank und streckte sich darauf aus. Gewöhnlich konnte er erst spät einschlafen. Im Finstern, wenn er die Lampe ausgeblasen hatte, wälzte er sich noch stundenlang hin und her, sprach zu sich selbst, murmelte, und es verging eine lange Zeit, während er immer wieder und wieder aufstöhnte:

„Ho, ho . . . die Armut hat es schwer auf der Welt . . .“

Er mochte einen geheimen Kummer haben, aber ich verstand das damals noch nicht.

Großmutter entkleidete mich also, nahm mich in ihre Arme, trug mich ins Vorderhaus und legte mich ins Bett. Sie deckte mich zu, hüllte mich vorsichtig von allen Seiten ein, küßte mich auf die Stirn und schlich hinaus.

Um diese Zeit war das Vorderhaus bereits voll Lärm.

Um den Tisch und auf der Ofenbank saßen sieben, acht Leute. Sie aßen Speck und tranken Schnaps dazu. Der Oberkosak, dann mein Vater, dann Georg Bajda mit dem blühenden Geldgürtel am Bauche, auch der etwas gebeugte Andreas Pikor war schon anwesend, meines Großvaters Kriegskamerad in der Schlacht bei Königgrätz, dessen Schnurrbart wie ein Besen abstand, so, daß man seinen Mund nicht sehen konnte, dann der sehr eingebildete Antal Turbis, seines Zeichens Fuhrweser, dem es unsäglich leid tat, daß er die heutige Prügelei versäumt hatte. Gleich neben meinem Betttrand saß Gyuri Sándor, der Vizebürgermeister, dessen Kopf immer ein wenig traurig niederbaumelte, und wiederholte immer wieder, daß — mögen die Leute im Dorfe reden, was sie wollen — zu einer solchen Tat doch nur gewesene Krieger fähig seien . . .

Nachdem der Speck verzehrt war, tranken sie wieder. Sie holten ihre Pfeifen hervor und bliesen den Rauch vor sich hin. Der Rauch

bildete eine dicke Nebelschicht, die unter dem Deckenbalken schwebte, so daß die Kosaken, wenn sie aufstanden, mit ihren Köpfen in den Nebel eindringen und ihre Köpfe verschwanden.

Ich lag zusammengekauert im Bett und lauschte.

Die Flasche ging von Hand zu Hand, und es wurde schon weniger geredet. Der Trunk spannte die Haut über ihren Backenknochen aus, ihre Augen begannen zu glänzen, und da sich ihre Zähne fest um die Pfeifenstiele schlossen, zeigten die Pfeifenköpfe aufwärts und guckten von oben auf ihre Hutränder herab.

Andreas Pikor, der alte Königgräzer Kanonier, der jedoch bei jenem haarsträubenden Rückzug in Wahrheit nur als Brückenbauer mitgetan hatte, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und nickte meinem Großvater zu: „Wie verlief diese heutige Sache, Michael?“

Der Oberkosak lehnte sich prozig zurück:

„Wie das vor sich ging? Nun, wie gewöhnlich. Wir kommen da von der Hochzeit heim in großer Laune. Vor Lazonj kommen sie uns mit zwanzig Wagen entgegengefahren. Acht Wagen Ungarn, zwölf Wagen Slowaken. Sicher wollten sie zum Markt nach Nagymihaly, der morgen stattfindet. Sie, auf zwanzig Wagen, mindestens hundert. Wir, auf einem Wagen, zu dritt. Als wir in gleicher Höhe waren, blieben wir stehen. Auch sie hielten an. Ich rufe dem ersten Wagen zu: Ausweichen, he, hier kommen die Kosaken! Sie rufen vom ersten Wagen zurück: Wir sch . . . auf die Kosaken! Auch sie mochten vorher getrunken haben, denn sie waren in ähnlicher Laune wie wir. Ich rufe noch einmal hinüber: Ausweichen, he! Sie lachten. Ich sage darauf meinen zwei Jungen: Den Wagen querstellen . . . Georg stellt den Wagen quer, wir springen ab, ich nehme die Deichsel, sie nehmen die Rippen! Auch die Slowaken und die Ungarn springen ab, auch sie greifen nach den Deichseln und den Rippen! Ich rufe drauf den Jungen zu, wie gewöhnlich: Drauf, Kosaken! Und dann gingen wir los . . .“

Hier machte er eine kleine Pause, obwohl alle Anwesenden vorgebeugt lauschten. Erst drückte er mit dem Daumen die Glut seiner Pfeife zurecht, und als sie wieder Zug hatte, sagte er: „Alle blieben sie auf der Landstraße und im Graben, wir aber fuhren singend heim. Ich bedaure sie ja, aber weshalb haben sie mit uns angebunden? Habe ich recht, Gevatter Andreas?“

Andreas Pikor, den seit jener verzweifelten Flucht in erster Linie soldatische Einzelheiten interessierten, nickte ernsthaft:

„Ihr habt recht gehandelt. Solche Großmäuler dürfen nicht gegen Leute aufbegehren, die sich im Krieg geprügelt haben.“

Mein Vater und Georg Bajda sahen mit mildem Spott über die Köpfe der anderen hinweg. Obgleich keiner von ihnen je Soldat war.

Sie tranken wieder. Dann folgte großes Schweigen. Der Rauch war schon so dicht, daß man ihn mit dem Messer schneiden konnte. Durch diesen Qualm entfernte sich die Lampe von mir in weite, weite Ferne, und ich sah sie nur mehr so, wie das Licht eines fernen Leuchtturmes über nebelbedeckten Meeren sein mag. Die Lampe blinzelte, und sie blinzelten zurück. So verging eine lange Zeit. Draußen lag das herbstliche Schweigen. Die kleinen Häuser schliefen. Auch der Wächter schlief.

Gott weiß, wo sie ihre Gedanken hatten . . .

Einmal, nach langer Zeit, regte sich der Oberkosak und nickte Georg Bajda zu:

„Wann kommt dieser Landstreicher?“

„Joseph Paczal?“

„Ja, der!“

„Ich fand ihn nicht bei seiner Mutter. Er treibt sich schon wieder irgendwo herum.“

Die Antwort war noch größeres Schweigen. Als hätten sie gefühlt, was jetzt folgen werde. In diesem Augenblick waren sie nicht mehr die übermütigen und selbstbewußten Kosaken. Sie schrumpften zu

gebeugten, schwächlichen, gebrochenen Menschen ein. Elend und Entbehrungen starrten aus ihren Gesichtern. So, vorgeneigt, in ihren armseligen Klüften, sahen sie einander mit geweiteten Augen lange an.

Wieder war der Oberkosak der erste, der zurückfand. Er hieb mit seiner knöchigen Faust auf den Tisch:

„Nun, es ist genug jetzt! Zum Teufel mit diesem Hundeleben, wir wollen alle Herren erschlagen, die sich uns widersetzen!“

Andreas Pikor sprang auf und hieb gleichfalls auf den Tisch:

„Wir erschlagen sie alle! Wir lassen uns nicht vernichten!“

Sie tranken darauf. Als sie sich etwas beruhigt hatten und wieder Platz nahmen, ergriff der Oberkosak das Wort. Die übrigen hingen mit den Augen an ihm und lauschten mit großer Aufmerksamkeit.

Der Alte sprach dies:

„Freunde! Ich habe euch in der heutigen Nacht hierher gerufen, weil wir über unsere Sorgen sprechen müssen. Ihr wißt bereits, daß uns der Verwalter Brugos die Weidenpacht, die wir seit einundzwanzig Jahren haben, zum nächsten Herbst kündigte. Nun, wir wollen ihm antworten, Herrgott nochmal!“ Und er sprang vom Tisch auf, denn seine Augen waren schon blutunterlaufen.

Die übrigen schwiegen. Nur Antal Turbis äußerte:

„Es wäre vielleicht gut, wenn wir an den Herrn Grafen schreiben . . .“

Aber als er den großen Zorn des Oberkosaken wahrte, schluckte er das übrige hinunter. Der Oberkosak sah die Versammelten einzeln an:

„Das können wir nicht tun. Der alte Graf, der zu seinen Lebzeiten unser Wohltäter war, ist tot. Der junge Graf fährt immer im Ausland umher, es mögen zehn Jahre her sein, daß er nicht mehr daheim war. Den kennen wir nicht, und der würde unseren Brief vielleicht gar nicht erhalten. Und wenn er ihn erhielte, würde er sich sowieso nicht um uns scheren. Ich sage also, daß ich euch rufen ließ, um über unsere

gemeinsamen Sorgen zu reden. Ohne die Pacht geht es uns wie dem Fisch im Trocknen. Wir krepieren!"

Die übrigen nickten, daß dies wahr sei. Der Oberkosaß wurde jetzt leiser in seiner Rede, vielleicht damit jeder auch verstehe, was nun folgte:

"Wir gaben Brugos keinen Grund, uns so auszuspielen. Wohin sollen wir denn jetzt, wenn die Kündigung besteht, unsere Pferde treiben? Nicht nur wir, auch die Besitzer. Es gehören ja weit und breit alle Wiesen, Äcker und Wälder den Grafen und den Juden. Wir dürfen ja nicht einmal mehr fischen, weil auch der Latorcabach ihnen gehört. Gut, es möge ihnen alles gehören, aber auch wir müssen leben. Deshalb sage ich, Freunde, daß wir, wenn alle Stricke reißen, mit Brugos abrechnen werden. Dazu haben wir ein Recht, denn . . ."

Hier überschlug sich seine Stimme. Und der Zorn spannte sein Gesicht:

"... denn, wenn jemand in den Dreck fällt, den müssen immer wir herausziehen. Wir prügeln uns für Rakoczi, als er in der Klemme war, wir halfen Kossuth, als er die Nachricht sandte, alles müsse kommen, denn sonst sei es zu spät, wir dienten Franz Joseph . . . Und wo bleibt der Dank?"

"Wahr ist es", nickten die anderen.

"Das mein' ich auch", fuhr der Oberkosaß fort. "Heute ließ ich nur jene rufen, denen ich bis in den Tod vertraue. Denn, damit ihr erfahrt, worum es sich handelt, nun, es handelt sich darum, daß Joseph Paczal nicht erschienen ist, weil er sich wieder irgendwo herumtreibt, der Lump; aber wenn Brugos nicht nachgibt, werden wir durch Joseph Paczal all sein Hab und Gut anzünden lassen . . ."

Großes Schweigen. Andreas Pikor sah auf, mit einem seltsamen Blick:

"Wie denkst du dir das, Michael?"

„Wie ich's mir denke?“ sagte der Oberkosak hochmütig. „Nun, so, daß wir ihn bezahlen, Zeugen der Tat wird es keine geben, die Gendarmen knöpfen sich Joseph sicher vor, können ihm jedoch nichts beweisen und lassen ihn daher laufen. Aber Brugos wird wissen, daß unsere Hand dabei im Spiele war, und wird erschrecken und schließlich doch nachgeben . . .“

Der Vizebürgermeister Georg Sándor kratzte sich den Kopf:

„Was wird aber geschehen, wenn Joseph Paczal eingesteht, daß wir ihn dazu gedungen haben?“

„Joseph Paczal?“ winkte der Oberkosak überlegen ab. „Da braucht ihr keine Angst zu haben, ich würde ihn ja sonst totschießen. Dies habe ich ihm bereits geflüstert. Jetzt handelt es sich ausschließlich darum, daß wir nicht nach Amerika auswandern wollen, um unsere Familien hier in Gefahr zurückzulassen . . .“

„Wir wollen nicht fort! Wir wollen hier leben!“ riefen alle gleichzeitig.

Bei dieser allgemeinen Zustimmung schwellen am Geiernacken des Oberkosaken die Adern an:

„Es war genug, genug! Denn ich sage, wenn sie sich mir widersetzen, erschlage ich sie alle und zünde ihre Habe an, daß die Magazine und Schober ringsum himmelhoch brennen werden! Wer sind wir denn hier in diesem Lande! Zum Teufel mit den vielen faulenzenden Niemanden! Ich brandschätze sie alle, das ist so wahr, wie daß wir Kosaken sind!“

Und er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte.

Um diese Zeit war ich schon eingeschlafen. Nicht so sehr aus Müdigkeit, sondern aus Angst.

Aber plötzlich erwachte ich durch ein großes Dröhnen. Als stürmte eine Armee Teufel das Haus. Und wie ich vorsichtig-ängstlich unter der Decke hervorlugte, sah ich sie, die Kosaken, wie sie mit zerwühlten Haaren und zitternden Nacken einen Rundtanz aufführten. Das Zimmer war

schwarz vom Qualm, und mitten in dieser Rauchwolke wogten sie hin und her, stampften mit den Füßen und johlten aus vollem Halse. Ihre Konturen waren furchterweckend, wie sie so im Rauch auf- und untertauchten. Mein Vater tanzte, Georg Bajda schüttelte sich, der Oberkosak johlte markerschütternd, Andreas Pikor klatschte mit der flachen Hand gegen seine Stiefel, der Schuhmacher Esanak, Antal Turbis und Georg Sándor drehten sich und schlugen den Takt. Sie schwenkten große Stöcke über ihren Häuptern, sangen ein wildes Soldatenlied, stampften mit ihren Stiefeln dröhnend, daß die Fensterscheiben zu klirren begannen, oder sprangen in die Luft und hieben mit ihren Stöcken gegen den Deckenbalken, und dann schrien alle auf einmal:

„Nieder mit den Herren! Tod den Herren!“

Das Haus dröhnte.



Das ganze Land war dem Herbststurm preisgegeben.

In den Niederungen der Latorca und Ondava pfiß der Sturm seit Tagesanbruch, und der Regen fiel in schrägen Vorhängen. Mitunter zersprangen die Wolken für einen Augenblick, und dann wurde die Gegend heller. Aber dann kam wieder eine wilde Sturmwelle aus der Richtung des Barko-Sattels, die Wolken schlugen zusammen, und es wurde noch finsterner als zuvor.

Ich kauerte unter dem Wehr des Latorca-Baches, in der aus Kufuruzstauden zusammengefügtten Hütte des Feldhüters, und wärmte meine Glieder über der dünnen Glut eines kleinen Feuers. Hinter dem Wehr warf die Latorca hohe Wellen, die Flut schwoll in letzter Zeit stetig an, und vor der Hütte glänzten die sumpfigen Gewässer der Medvec in kaltem Licht. Die Kraft des Windes zerzauste das Röhricht, die Kolbenstengel begannen sich zu verneigen, das Niedgras fing sein gespenstisches Brausen an, und die Pfüken, Mooraugen, Kinnfale und Wildwasser warfen Blasen, im Regen tanzend.

Über dem Moorgrund fischten seit den frühen Morgenstunden die Kosaken.

Als sie hier ankamen, zog gerade von den Unger Bergen die Dämmerung herauf. Vom Regen überrascht, wollten sie nicht mehr umkehren, um keinen Arbeitstag einzubüßen. Denn wenn die Kosaken

einmal am Abend vorher einen Vorsatz gefaßt hatten, den führten sie auch aus, gegen Feuer, Regen und Eis: gegen alle Elemente. Vielleicht war es ihnen auch lieber so, denn ihr wahres Leben war der Kampf.

Sie stiegen im Regen in ihre Kähne, zwanzig an der Zahl. Je zwei dieser Kähne fuhren in verschiedenen Richtungen los. Solange das Wasser leicht war, schoben sie sich mit Stangen weiter, später griffen sie zu den Rudern. Und dann warfen sie die Netze aus.

Sie verschwanden mitunter an irgendeinem dichteren Punkte des Röhrichts und tauchten dann an den freieren Stellen wieder auf. Ihre Gestalten wurden immer kleiner, ich konnte ihre Worte nicht mehr verstehen, und später erreichten mich durch die von Regenvorhängen zerschnittene Luft nur mehr vereinzelt ihre wilden Schreie. Eine Zeitlang verfolgte ich sie mit meinen staunenden Blicken. Ich sah noch, wie je zwei Kähne sich mit dem Bug gegeneinander stellten und die Kosaken, ihre letzten Kräfte anspannend, mit vorgestemmtten Füßen an den Netzen zogen. Andere Kosaken steuerten mit sicherer Hand in das leichtere Gewässer. Hier angelangt, sprangen einzelne mit bis über den Knien aufgerollten Hosen, bis an die Gürtel nackt, aus den Kähnen und vier, fünf zogen das Netz hinter sich her, während von drüben, aus größerer Ferne, ein langgezogener, traurig-dumpfer Schrei herüberklang. Aber da begann der Regen zu prasseln, und der Wind hob seinen Gesang an, und das Röhricht brauste auf. Die Kosaken verloren sich im Sturm.

Ich kauerte in der Thür der Hütte und hielt meine Hände über die schwache Glut, welche die Kosaken aus trockenen Stengeln und Wurzeln entzündet hatten. Da sie ihre Seitentaschen und den Schnaps meiner Obhut übergeben hatten, schärfte mir mein Vater besonders ein, mich nicht von der Stelle zu rühren, ehe sie wiederkehrten.

Dort kauerte ich in der Hütte und warf von Zeit zu Zeit — im Sinne des erhaltenen Befehles — einen trockenen Zweig oder Wurzelknollen auf das schwach glimmende Feuer. Stunden verstrichen so,

während sich die Gegend immer mehr aufhellte und ich von ferne wieder zeitweilig die Kosaken wahrte; aber sie bewegten sich nur mehr als schwarze Punkte hinter dem fernen Schilfmeer, und dann wurde es plötzlich dunkel wie Zinte. Der Wind fuhr mit seinem Regenbesen über die Gegend, die Wasser, Schilfbündel und Rohrstengel heulten auf und begannen unter seinen wuchtigen Schlägen zu tanzen.

Ich fürchtete mich im Dunkeln. Erst lauschte ich, aber als auch die fernen Schreie verstummten, begann ich zu weinen. Ich schluchzte bitterlich.

Mein Vater hatte mich damit getröstet, ich solle hier nur warten, der Oberkosak würde kommen. Der zornige Alte war noch in der Morgendämmerung in großer Eile zum Gestüt hinausgeritten, um mit seinen drei Eskosburschen die künftigen Arbeiten zu besprechen. Denn die Herbstnebel waren nahe, und es konnte jeden Tag notwendig werden, die Tiere zum Überwintern heimzutreiben. Aber der Oberkosak verspätete sich.

Ich schluchzte immer weiter; denn während die Zeit verging, begannen mich die abergläubischen Geschichten der Kosaken zu erschrecken. Erst in der vorigen Woche hatte ich gehört, wie sie unter sich ernstlich besprachen, daß des Fuhrmann-Kosaken Turbis' Weib, die man vor zwei Wochen begraben hatte, aus dem Grabe wiederkehre und dem armen Antal Turbis arg mitspiele. Nicht etwa, daß sie ihn nur in den Nächten aufsuchte, nein, sie erschien ihm bereits am helllichten Tage und drohte ihm, sie werde ihn erwürgen, wenn er die zwei Kinder schlecht behandle oder wage, zum zweiten Male zu heiraten. Vor drei Tagen erst, während Antal Turbis beim Brunnen seinen Wagen wusch, erschien wieder die Frau vor ihm und gab ihm ernste Ratschläge, wie er mit den zwei Waisen umzugehen habe. Mehrere Leute hörten, wie Antal Turbis zweimal als Antwort vor sich hinhinmurmelte: — ich weiß, Frau, ich weiß . . . Und vor zwei Tagen, als Antal Turbis aus dem

Wirtshaus heimging, stand plötzlich — in der Nähe des Glockenstuhles — ein Mann ohne Kopf vor ihm und ging — immer einen Schritt vor ihm bleibend — nach rückwärts. Denn Turbis versuchte ihn mit der verkehrten Linken eins zu versetzen. Als ihm das in seiner großen Angst endlich gelang, fiel der kopflose Kerl der Länge nach zu Boden, und es blieben an seiner Stelle nur zwei Sack voll Asche übrig. Noch in der gleichen Nacht tanzten Teufel unter Turbis' Fenstern, schlugen klirrend gegen die Fensterscheiben, und während der zur Salzsäule erstarrte Antal drinnen betete, lockten ihn die Teufel unentwegt: Komm heraus! Komm heraus!

Diese Geschehnisse erfüllten mich mit großer Furcht, und ich schluchzte still vor mich hin. Als mir der Gedanke kam, daß die tote Frau Turbis sich vielleicht auch hierher verirren könnte, stockte mir der Atem . . .

Da hörte ich Schritte aus der Richtung des Wehrs. Energische, feste Schritte. Der Oberkosak konnte es nicht sein, denn der war zu Pferde. Ich steckte vorsichtig den Kopf heraus.

Droben vom Wehr näherte sich niemand anders als Joseph Paczal, nach dem der Oberkosak nun schon seit Tagen wie nach einer Stecknadel fahndete.

Wie mich das freute!

„Grüß Gott, Onkel Joseph!“ rief ich freudestrahlend.

Er blieb vor der Hütte stehen, sein Kopf reichte fast bis ans Dach heran:

„Servus, Junge! Bist du allein?“

„Jawohl, Onkel Joseph, woher belieben Sie zu kommen?“

„Woher?“ und seine Stimme schwoll an vor Überlegenheit.

„Nun, aus der großen, weiten Welt, wie gewöhnlich.“

„Und jetzt bleiben Sie daheim, Onkel Joseph?“

„Ja.“

Er sah sich im Regen um, hob seine Nase dem Wind entgegen und starrte, die Fäuste in den Taschen vergraben, zum Röhricht hinüber. Nach einer Weile wandte er sich um:

„Wie ich höre, suchst mich dein Großvater . . .“

Ich antwortete nicht. Ich ahnte nämlich, weshalb ihn der Alte so sehr suchte.

Er sagte noch etwas, aber es schien, als stellte er sich selbst die Frage:

„Ich weiß nicht, was er von mir will, daß ich ihm auf einmal so wichtig geworden bin.“

Und indem er dem Herbststurm standhaft entgegensah, begann er wohlgelaunt zu pfeifen.

Ich betrachtete den pudelnassen Gesellen, wie er da vor der Hütte stand, die Fäuste in den Taschen. Er war ein hochaufgeschossener, etwas vornübergebeugter Kerl und trug den Stoffhut, der keine Krempe hatte, hinten über das Ohr geschoben. Er stand da in einem vielfach geflickten, hinten an zwei Stellen zerrissenen kurzen Rock, auf den Beinen trug er vollkommen verblaßte Soldatenhosen und als deren Fortsetzung schaftlose Stiefel. Die beiden Schäfte hatte nämlich Joseph Paczal schon im Vorjahre abgeschnitten und irgendwo vertrunken. Sein Gesicht war von slowakischem Typ, die Augen standen weit auseinander, und während er, mit den Händen in den Taschen, vor sich hintrillerte, prasselte der Regen auf sein Gesicht hernieder.

Ich bestaunte die engen Honvedbeinkleider, die in der Mitte der Waden endeten; weiter unten, bis zum Beginn der schaftlosen Stiefel, waren die metallfarbenen Beine Joseph Paczals sichtbar, von dichten Haaren überwuchert. Er sah mich aus den Augenwinkeln an:

„Du guckst meine Hosen an? Bei Gott, sie halten wacker stand.“

„Waren Sie auch Soldat, Onkel Joseph?“ fragte ich arglos.

Joseph Paczal wieherte unterdrückt:

„Ob ich Soldat? Ich habe ja nicht Schuhwichs gefressen, um drei Jahre lang den Kanzen zu schleppen! Ich bin ein freier Bursche, mein Söhnchen!“

Der Regen prasselte weiter auf ihn nieder und floß von seinem rotgegerbten Halse auf seine Brust und seinen Bauch herunter. Er trillerte noch eine Zeitlang vor sich hin, dann sah er mich an, aus den Augenwinkeln:

„Weißt du denn überhaupt, Kind, unter welchen Voraussetzungen die Soldatendoktoren einen zu den Husaren oder zur Infanterie einreihen?“

„Ich weiß es nicht, Onkel Joseph“, beeilte ich mich zu antworten. Denn über soldatische Dinge hörte ich für mein Leben gern erzählen.“

„Nun, die Voraussetzungen sind diese: Es handelt sich jeweils darum, wie die Ferse des Rekruten steht. Dessen Ferse nach rückwärts steht, der wird Husar, weil er gerade in die Steigbügel hineinpaßt. Derjenige aber, dessen Ferse gerade steht, kann nur mehr in die gemeine Infanterie aufgenommen werden, weil er gut marschieren kann . . .“

„Und wenn mal einer da ist, dessen Ferse nach vorn steht, was geschieht mit diesem?“ fragte ich ungeschickt.

Joseph Paczal dachte nach:

„Ich weiß nicht, ob es je einen Dienstpflichtigen gegeben hat, der solche Fersen hatte. Wenn aber ja, dann wurde er sicher zu den Fuhrleuten gesteckt . . .“

Er schwieg, als wäre er selbst nicht ganz mit dieser Antwort zufrieden. Er zwirbelte seinen Schnurrbart und murmelte vor sich hin.

Der Wind fauste noch immer, das Schilf ringsum wogte und flüsterte, aber der Regen schien nachzulassen. Ich warf ein paar Zweige aufs Feuer. Es mochte um die Mittagszeit sein. Und auf einmal versuchten die Wolken sich drüben über den Unger Bergen zu lichten, und

in Handtellerbreite schimmerte das helle Blau des Himmels durch, als wäre der Himmel geborsten. Und unerwartet tauchten auch die Kosaken auf, wie sie das schwere Netz hinter sich herschleppten und durch den Moorgrund stampfend ein seltsam langgezogenes Lied sangen. Vielleicht aber irrte ich mich, und es war nur das Rauschen des Schilfmeeres. Wieder hörten wir ein, zwei Schreie aus der unbekannten Ferne, als riefte irgendeine ertrinkende Seele um Hilfe. Fern, sehr fern, schien es, als tauchten die Wälder von Lazony auf, in deren Tiefe es zahllose Herden gibt, unter Georg Bajdas Oberbefehl. Linker Hand tauchte einige kurze Pausen lang die Ebene von Nézpest auf. In ihrer Mitte standen Ziehbrunnen, und im Kreise um den langen Brunnenarm stand die Pferdeherde zusammengedrängt, und die Tiere legten die Köpfe einander über die Nacken. Am drübereu Rande der Ebene trauerten kahle Weiden, aber so fern, daß sie vielleicht nur in der Phantasie da waren. Dort mußte der Oberkosak irgendwo lagern.

Dann schlossen sich die Wolken genau so plötzlich, und ringsum wurde wieder alles finster. Wir sahen die Kosaken nicht, die Wälder von Lazony verschwanden, die Ebene von Nézpest mit ihren Ziehbrunnen ging unter. Nur das Köhricht wogte, und der Regen prasselte in das Antlitz der Gewässer.

Joseph Paczal stand vor der Hütte, aber er trillerte nicht mehr. Er sah nur dem Sturm ins Gesicht, der den Regen gegen seine Backenknochen schlug. Ich sprach ihn an:

„Sie lieben es nicht zu fischen, Onkel Joseph?“

„Ich möchte schon, mein Sohn“, durch die unerwartete Frage suchte er auf, „aber es geht mir nicht von der Hand. Wozu auch? Die Zigeuner haben recht, und ich: Nur die Narren arbeiten. Denn es ist so, mein Kind, daß mit der Arbeit nur Unannehmlichkeiten und Sorgen verbrüdet sind und man trotzdem arm bleibt. Ich bin auch so arm, aber ich lebe meinen Passionen.“

Er sann vor sich hin: „s' war ein Esel, der die Arbeit erfunden hat. Die Grafen machen das geschickt: Sie arbeiten nicht. Ich auch nicht. Nur bin ich ein größerer Herr als alle Grafen und Barone zusammengenommen, denn sie zahlen Steuern, daß ihnen das Jucken in die Sohlen käme! Wer aber treibt bei mir Steuern ein?“ Und er begann leise zu grinsen. „Ich bin ein Freibursche, Freundchen!“

„Sie lieben die Grafen nicht, Onkel Joseph?“

„Den Teufel, sie sind mir ganz egal! Sie gehen nach rechts, ich nach links. Nur das eine hätte ich an ihnen auszufehen, daß sie nun sogar die Flüsse uns Armen nehmen wollen. Das ist freilich eine Unverschämtheit!“

Allmählich wurde er zornig. Er rief durcheinander:

„Du mußt nämlich wissen, daß auch sie fischen gehen, wenn es ihnen sehr langweilig wird. Aber sie schießen mit Gewehren ins Wasser oder brennen Patronen ab, und davon krepieren die Karpfen! Das ist natürlich nur eine herrschaftliche Glaniererei, denn das Netz müßte ja gezogen werden, und dazu muß man die Beine gut vorstemmen. Das mögen sie natürlich nicht, weil sie Tagediebe sind . . .“

„Aber Sie arbeiten doch auch nicht, Onkel Joseph!“ warf ich ein wenig dumm dazwischen.

„Nun, das ist wahr“, und er kicherte wieder leise. „Dennoch sind die Grafen und Barone große Hunde, daß sie doch vom Iltis gebissen würden! Warte nur, warte, da wird es noch ein großes Theater geben, wenn sie sich viel mit den Kosaken herumspielen werden! Denn wisse, mein Freund“, und er warf sich in die Brust, „das Recht ist immer auf Seite der Kosaken . . .“

Er sprach nicht mehr. Er stand weiter dort im Regen, und ich sah die Spuren von Sorgen in seinem verhungerten Gesicht. Ich hatte das Gefühl, daß Joseph Paczal in seiner Brust große Pläne wälzte, aber vorläufig sehr achthatte, sich nicht zu verraten. Ich sagte:

„Mein Großvater ist sehr böse auf den Verwalter Brugos . . .“

„Weil er recht hat. Wir werden Brugos schon in den Hintern treten, wenn er hier viel angibt. Denn wenn ich einmal etwas sage, das stimmt immer! Es wird also gut für ihn sein, weniger den Schnabel zu wecken . . .“

„Onkel Joseph, Sie sind ein sehr gescheiter Mensch, nicht wahr?“

Joseph Paczal sah mich aus den Augenwinkeln an, und ein schlaues, kluges Lächeln zuckte um seine Mundwinkel:

„Das will ich meinen!“

Von da ab sagte er nichts. Er summte irgendein komisches Lied, während sich ihm sein nasses Haar ins Gesicht flehte und das Wasser von seinem Kinn herabfloß.

Jetzt begann sich das Wetter zu klären.

Die Wolken zerflatterten unerwartet, die Nebel flogen auf, und die weiten Sümpfe der Medvec standen klar und scharf vor uns. Von weitem, aus großer Ferne, glänzten metallisch leuchtend die Berge herüber, nur an ihren Kuppen schleppten sich noch träge Wolken vorbei. Nur der Wind tönte noch im Köhricht. Die Kosaken näherten sich langsam dem Ufer.

Joseph Paczal stand gleichmütig pfeifend unter dem Wehr.

Und da tauchte aus der Richtung der großen Ebene von Mézpest der Oberkosak auf. Erst erschien er uns so klein wie eine Wespe, aber diese Wespe wuchs mit Windeseile an, während sich der Oberkosak uns mit ungewohnter Schnelligkeit galoppierend näherte. Seine kurze Bunda hatte sich geöffnet und knatterte im selbsterzeugten Wind, der Wiesenrand erzitterte dumpf, denn er war schon nahe, wuchs immer mehr an und zog schließlich einen großen Bogen um das Köhricht, während das Pferd langgestreckt unter ihm dahintraste. Jetzt erreichte er die Tiefe des Wehrs, sprang ab, band das Pferd an einen morschen Baumstumpf und kam auf uns zu.

Er hatte eine Lammfellmütze auf dem Kopfe, die bis zu den Augen herabgestülpt war. Er mochte stark erregt sein, denn sein Gesicht war rot und die Haut spannte sich über seine Backenknochen. Er spuckte und krächzte in einem fort.

Joseph Paczal regte sich. Der Alte rief ihm aufgebracht zu:

„Ich suche dich seit Tagen! Wo treibst du dich denn schon wieder herum?“

„Ich habe mich ein wenig in der Welt umgesehen“, antwortete Joseph Paczal gleichmütig.

Der Oberkosa! stand bereits vor der Hütte, dem Landstreicher gegenüber. Er schnaubte einmal kräftig:

„Ich hab' etwas mit dir zu bereden. Brugos, dieses Schwein, will uns aus unserer Pacht verjagen. Nun, er soll's versuchen!“

Joseph Paczal wollte ihn beruhigen: „Seien Sie nur ohne Sorge, Gevatter Michael. Mit Brugos werden wir schon noch fertig werden. Aber wir müssen zusammenhalten, sonst haben wir keine Kraft...“

Durch diese gereifte Rede Joseph Paczals wurde selbst der Oberkosa! etwas nachgiebiger. Lange stand er Auge in Auge mit dem Barfüßler: Seine Augenlider zuckten. Dann sagte er gebündelt, mit erstickter Stimme zu ihm:

„Wenn er uns angreift und nicht nachgibt, wirst du seinen ganzen Besitz anzünden. Verstanden?“

„Wie denken Sie sich das, Gevatter Michael?“ fragte er etwas erstaunt.

„Nun, so, daß du zuerst den Speicher anzündest...“

„Und wenn die Gendarmen kommen?“

Der Oberkosa! winkte, daß die Gendarmen nichts erfahren würden. Er fuhr flüsternd fort:

„Wir ziehen dich aus der Zinte. Wir werden den Gendarmen beteuern, daß du zu jener Zeit bei uns warst. Verstanden?“

„Ich verstehe, Gevatter Michael“, überlegte Joseph Paczal.
„Wenn sie es aber nicht glauben werden?! Beim Pilatus, dann
sehe ich gut aus! Die bearbeiten mich dann wieder mit ihren Stie-
feln, so, daß aus allen meinen Unterteilen das Blut nur so spritzen
wird . . .“

Den Oberkosaken übermannte der Zorn:

„Halt dein Maul, weil du blöde bist, und ich werde dir gleich
eine langen, wenn du mir noch viel erzählst! Erstens werden wir dir
ein paar neue Stiefel kaufen . . .“

Joseph Paczal beäugte seine schaftlosen Stiefel:

„Das wäre nicht so ohne.“

„Außerdem kaufen wir dir eine Hose, und auch zwei Gathe-
hosen sollst du bekommen“, fuhr der Oberkosak fort. „Denn das haben
wir schon untereinander ausgemacht. Nun, sind wir einig?“

Joseph Paczal begann sich den Kopf zu kratzen:

„Das wäre ja alles schön, aber wenn mich die Gendarmen . . .“

„Kein aber!“ brüllte der Alte schnaubend. „Du sage mir nur
das eine, ob ja oder nein, denn sonst reibe ich dir gleich eine, daß du
ins Wasser fällst, dann hast du Grund zum Jammern! Übrigens hat
die Latorca hier schon mehr als einen toten Mann stromabwärts ge-
tragen, zumeist Leute, die nicht den Mund halten konnten, richte dich
danach! Und wenn du gegen uns bei den Gendarmen den Angeber
spielen willst, dann kennst du ja die Folgen!“ Und er drohte ihm.
„Wenn du aber vernünftig bleibst, wird dir nichts passieren, und du
bekommst noch einiges von uns. Die Kosaken vergessen nie, wenn einer
etwas für sie getan hat . . .“

Als Joseph Paczal die Größe der Gefahr erkannt hatte, war er
nicht mehr überlegen. Er begann hin und her zu schwanken:

„Ja, aber wenn die Gendarmen auch euch ins Gebet nehmen,
Gevatter Michael? Brugos ist auch nicht dumm . . .“

„Was?!“ geiferte der Alte, und der große Stock, auf den er sich bisher gestützt hatte, zitterte in seiner Faust. „Die Gendarmen?! Uns?! Die Kosaken?!“ Und er trat auf einmal freundlich zu Joseph Paczal, klopfte ihm gemächlich die Schulter, während aus seiner Stimme großer Spott und maßloses Selbstvertrauen herausklang. „Joseph, mein Sohn, die Gendarmen sind sich im klaren darüber, daß sie, wenn sie einmal mit uns anbinden würden, tote Männer wären . . . Nun aber, wird's?“

„Gut, also! Ich tue es!“ seufzte Joseph Paczal. „Aber nur unter der Bedingung, wenn nichts dabei herauskommt. Wann beginnt die Arbeit?“

Der Oberkosak winkte ab:

„Beherrsche dich nur. Wir werden schon beizeiten die Parole ausgeben. Hand drauf!“

Er schlug ein.

Erst jetzt bemerkte mich der Alte. Er sah mich an mit Augen, als wollte er mir den Kopf abreißen:

„Immer bist du dort, wo man dich nicht braucht! Hast du etwas gehört?“

„Ich habe nichts gehört, Großvater.“

„Das ist dein Glück. Wo ist der Schnaps?“

Ich reichte ihm eine Pulle hin. Er trank. Dann trank Joseph Paczal. Sie tranken noch dreimal abwechselnd. Die Adern an den Schläfen des Oberkosaken sprangen auf und ab, aber er redete dennoch mit viel Selbstbeherrschung auf den Barfüßler ein:

„Denn, mein Sohn Joseph, vergessen wir nicht, daß diese Erde bis hinüber dort zu den Bergen einst unsere Erde war. Aber sie haben sie uns gestohlen, und jetzt wollen sie uns auch noch krepieren lassen. Zur Hölle aber mit den vielen Verwaltern und Juden! Was sind wir denn?“ Und er hieb sich so gegen die Brust, daß er wankte. „Begreiffst du's jetzt?“

„Ich begreife es, Gevatter Michael“, antwortete Joseph Paczal wie sich's gehört. Denn auch er bekam es schon mit der Angst zu tun, als er den wachsenden Zorn des Oberkosaken gewahrte.

„Nun, dann stimmt die Sache. Trinken wir!“

Sie tranken.

Die Kosaken näherten sich inzwischen im Köhricht. Sie kamen mit langsamen Ruderschlägen und brachen sich einen geraden Weg durch das Rohr. Als sie ins leichte Wasser einfuhren, nahmen sie die Stangen zur Hand und schoben die Kähne vorwärts. Sie hatten ihre Netze eingezogen und glitten jetzt lautlos ans Ufer. Dann sprangen einige in bis über die Knie aufgerollten Hosen heraus und zogen die Kähne mit ganzer Kraft, während andere vorsichtig steuerten. Auf ihren behaarten Beinen und dünnen Armen schwellen die Muskeln zum Zerreißen an.

Der Oberkosak begutachtete den Fang und brummte. Als wäre er nicht ganz zufrieden. Von den Kosaken eilten einzelne an die Wagen, die in einer Krümmung des Wehrs unter den dünnen Weidenbäumen warteten, und begannen, mit den Körben zurückerhend, die Fische herauszuschöpfen. Andere zündeten Feuer an, während der Oberkosak sie mit Schnaps bewirtete und fachgemäße Bemerkungen über die verschiedenen Fische machte oder mit stiller Stimme Weisungen gab.

Als sie fertig waren, prasselte bereits an vier, fünf Punkten des Ufers Feuer, und dann begannen die Kosaken auf den Spießen Fische zu braten. Sie tranken dazu, ihre Laune wuchs. Sie plauderten, scherzten, während sie im Kreise bei den Feuern kauerten. Nur Joseph Paczal stand wie gewöhnlich. Er verschlang mit hervorquellenden Augen die Fische, als hätte er seit fünf Tagen nichts gegessen, und griff häufig zur Flasche. Immer mehrere begannen zu singen, und es schien, als hätten sie für kurze Zeit ihre Sorgen vergessen.

Aber da näherte sich oben auf dem Wehr Wagengerassel. Als alle aufblickten, gewahrten sie den Verwalter Brugos. Brugos, der

einen solchen Bauch hatte, daß er ihn über dem Hemde mit einem Strick festband, weil er ihm sonst auf die Schenkel herabgefallen wäre, hatte im rückwärtigen Sitz des Wagens kaum Platz. Der kleine Sandwagen knatterte bereits gerade über den Kosaken, als er dem Kutscher ein paar Worte zurief und die Pferde stehenblieben.

In diesem Augenblick sprang der Oberkosak bis zur Mitte der Wehrhöhe hinauf und stemmte sich nach vorn. Seinen großen Stock hielt er nachschleppend in der Rechten. Auch unten sprangen die Kosaken auf und nahmen Angriffsstellung ein.

Der Verwalter, der mit seinem Riesenbauch so aus dem Sitz hervorquoll, wie der Feig aus dem Trog, sagte blinzeln und schnaufend zu den Kosaken:

„Nun, wie war der Gang, Freunde!“

Denn Brugos hatte für alles auf der Welt Interesse.

Aber niemand antwortete ihm . . . Die Kosaken sahen ihn mit geschlossenen Kiefern an, die Hüte über die Augen gezogen, und mein Großvater stand in Mittelhöhe des Wehrs, vorgestemmt, die Rechte fest um den Stock geschlossen, so tückisch, wie ein sprungbereiter Hamster. Nur am nervösen Hüpfen seines Adamsapfels gewahrte man, daß der Zorn seine Kehle würgte. Brugos sah von droben auf den Oberkosaken herunter, aber er war nicht mehr gleichmütig. Denn der zornige Alte stand so dort, daß nur ein Sprung auf den Rand des Wehrs, nur ein Schwenken des Stockes durch die Luft genügt hätte, und der Verwalter wäre mit zerschlagenem Kopf von seinem Sitz gefallen. Auf der anderen Seite des Wehrs dröhnte die Latorca . . . Viele Leichen sind da schon stromabwärts geschwommen.

Die Waden des Oberkosaken begannen zu zittern . . . Mein Vater und Georg Bajda wollten sich von unten auf ihn stürzen, um ihn niederzuhalten. Aber da hatte auch Brugos seine Selbstbeherrschung wieder erlangt und sagte zum Kutscher:

„Vorwärts! . . .“

Der Wagen rollte schon fern über dem Wehr, und die Kosaken blickten ihm noch immer wortlos nach.

Dann atmeten auch sie auf. Sie hielten einen großen Schmaus ab und tranken noch größere Mengen dazu. Das Wetter klärte sich ganz, und vom unteren Rande des Horizonts, weiter noch als die Grate des Bihorlat-Gutins, blickten die Gletscher der ungarischen Grenze herüber. Die fahle Herbstsonne lief bereits abwärts, als sie die Fiskörbe in die Wagen warfen und selbst auf ihre Gefährten sprangen. Eine Ausnahme bildete Joseph Paczal, der über die Äcker turmgerade auf das Dorf zuhielt. Er steckte seine Fäuste in die Hosentaschen und fraß mit seinen langen Beinen in gespenstischer Geschwindigkeit die Entfernung. Er ließ alle hinter sich.

Die Kosaken knatterten mit ihren Wagen über den Feldweg. Den ersten Wagen lenkte der Oberkosak persönlich. Und da sie in eine tolle Laune geraten waren, begannen sie wild zu singen. Wie gewöhnlich begann der Oberkosak damit, die anderen bliesen es ihm nach, mit dem Winde um die Wette:

„Drei blankte Gulden gab ich dir,
Ein buntes Tuch zu kaufen.“

Der Schall ihrer Gesänge reichte bis an das Ende des Dorfes. Denn die Kosaken liebten es nicht, ohne großes Hü-Ho heimzukehren.



Von da ab sah ich die Kosaken längere Zeit nicht mehr.

Denn als die Abende immer kälter und kälter wurden und aus den Wolken der Schnee allmählich zu sieben begann, lebte ich schon seit Wochen im Hause meines Großvaters mütterlicher Seite.

Dieses Haus steht hinter dem gräflichen Garten, ganz am oberen Dorfende, am Anfang des Wirtschaftshofes. Darüber hinaus folgten in einem ungeheuren Viereck die Wohnungen der Dienstreute, dann die Stallungen und Steigen, die Speicher und Magazine. An kalten Morgen rauchten im äußersten Ende des Hofes die Dunghaufen, und dahinter folgte der geheimnisvolle Garten des Grafen. An den Morgen, wenn ich mit umgehängtem Seitenbeutel zur Schule mußte, brachen vom Brunnen des ungeheuren Hofes unter großem Geklirr die herrschaftlichen Wagen zu ihren fernen Fahrten auf, die Treiber zogen ihre Lammfellmäßen so weit in den Nacken, daß nur ihre Augenbrauen und ihre frostbeschlagenen Schnurrbärte hervorguckten, und knatterten, unter großem Lärm über die Brücke rollend, in die Welt hinaus. Sie nahmen auch Ärte mit sich, denn bei diesen Fahrten pflegten sie mit den Wölfen zu raufen . . . An diesen kalten Tagen trieben die Viehknechte das Vieh zu den Brunnentrögen und führten es dann wieder in die Stallungen zurück. Die Kälber hatten zerzauste Felle, und sie brüllten langgezogen und traurig vor ihren Trögen.

Ich hatte die Kosaken schon seit Monaten nicht mehr gesehen. Denn an einem Spätherbstmorgen kletterten sie auf ihre Wagen und fuhren unter hellem Gesang zum Dorf hinaus. In schwarzen Röcken, mit hohen Lammfellmützen auf den Köpfen, waren sie dreißig an der Zahl abgefahren, und seither verirrte sich nur selten Kunde über sie in meines anderen Großvaters Haus. In diesen Wintermonaten rodeten die Kosaken Holz in fernen, sehr fernen Gegenden, im Schoße der Urwälder. Der Oberkosak führte sie an, und die von ihm verpflichteten Kosaken fällten — so lautete die Nachricht —, bis an die Gürtel nackt, Baumstämme in den Wäldern. Dann wieder kämpften sie tagelang mit den Wölfen, wenn diese zähnefletschenden Bestien, von Hunger getrieben, sie aus den Felsklüften überfielen. Natürlich blieben die Kosaken oben auf, weil sie ihre Kräfte mit viel Geschicklichkeit und noch viel mehr Berwegenheit gebrauchten. Manchmal hielten sie einen Siegeschmaus in den schneeverwehten Wäldern, und von ihrem wilden Lied hallten die Alpen und Wälder wider. Denn das verstanden die Kosaken. Obwohl sie nämlich ihrer Abstammung nach wenig mit den Kosaken gemein hatten, die auf der anderen Seite der Berge wohnten, so waren sie dennoch Kosaken. Hervorragendere Kosaken als die russischen. Wegen seiner unverträglichen, leicht erregbaren Natur nannte man meinen Großvater zuerst so mit diesem kriegerischen Namen, und im Laufe der Zeit war diese Bezeichnung auf alle jene übergegangen, die sich unter seiner Anführung zusammengetan hatten, um mit ihren knochigen Fäusten das magere Brot zu erarbeiten. Denn die Kosaken gingen jede Art Arbeit an, und Gott weiß, was ihr wahrer Beruf war bei diesen vielseitigen Unternehmungen!

Der Oberkosak wäre um diese Zeit Herdenwirt gewesen. Im Verein mit mehreren Kosaken pachteten sie schon seit langer Zeit die Ebene von Nézpest. Er hatte sechs Pferde, auch die übrigen Kosaken stellten vierzig Stück, dazu kamen die Tiere der Besitzer, und die so

zusammengeworbene Herde weidete vom Frühjahr bis zum Herbst auf dem großen Wiesenplan, dessen Grenzen die fern trauernden Weiden anzeigten. Drei, vier Pferdeburſchen bewachten die Herde. Der Oberkoſak ritt mitunter zu ihnen hinaus und lud ſie zu einem Trunk ein oder bedrohte ſie mit ſeinem Stoß. Je nachdem. Dann ſprengte er davon, und ſie ſahen ihn tagelang nicht mehr.

Denn die Koſaken gingen auch andere Unternehmungen an. Im Frühjahr zogen ſie als Grubenarbeiter in die Imreger Berge und ſprengten haushohe Felſenblöcke mit Dynamit. Dieſe Berge lagen viele Kilometer weit entfernt, aber im Dorfe klrirten die Fenſterscheiben bei dieſen luſtaufwirbelnden Sprengungen. Alle wußten, daß die Koſaken in der Tiefe der Gruben arbeiteten, und es war ſicher, daß auch der bejahrte Andreas Pikor darum wußte. Aber Andreas Pikor war Soldat geweſen, und deshalb hob er bei dieſem fernen Dröhnen die Naſe in die Luſt und ſchnupperte in alle vier Windrichtungen: Das ſind Kanonen. Wahrscheinlich zieht Franz Joſeph gegen die Preußen, heilige Mutter Gottes, was das noch geben kann!

Die Koſaken verſuchten es noch mit allerlei, ſolange ſie auf dieſer Erde lebten. Sie brachen mit ihren Werkzeugen, eine ganze Truppe, auf und zogen zur Eiſenbahn, die an der Grenze des ſiebenten Dorfes vorbeifuhr. Und ſie wurden den Sommer hindurch Bahnarbeiter. Sie lockerten mit großen Stangen, die in eiſerne Haken auſliefen, die Schienen, und dann riefen ſie alle gleichzeitig: Hooo — ruff! Hooo — ruff! Dieſe Ruſe ſchallten weit über die ſchnurgeraden Schienen, und dann ergriff immer tieferes Mitleid mein Herz. Denn mein Vater nahm mich einmal für eine Woche mit. Ich ſah unter dem glühenden Himmel halbe Tage lang den Koſaken zu, wie ſie mit ſchwarzgebrannten, vom Faſten kantigen Geſichtern, leuchtend, mit wirren Haaren und zitternden Sehnen in großer Anſtrengung ſchafften und mit an den Schläfen vorſpringenden Adern alle zugleich riefen: Hooo — ruff!...

Sie traten nur dann für einen Augenblick beiseite, den Schweiß von ihren zerflebten Gesichtern wischend, wenn der Schnellzug vorüberflog. Aus den Fenstern sahen glänzende Herrschaften gleichmütig über sie hinweg, der Schnellzug jagte weiter, und nach zehn Minuten zeigte nur mehr der leichte Rauch seinen Weg an der Grenze des Horizontes. Dann ergriff zumeist unbekannte Sehnsucht mein Herz: Ich wäre gerne mit diesen strahlenden Menschen gefahren, den fernen, im Horizont versunkenen Welten entgegen. Und oft stellte ich mir selbst die Frage: Woher kamen sie, und wo würden sie einmal aus jenem Zuge aussteigen? . . . Oder ich legte mich unter dem kleinen Weidengestrüpp, das die Schienenstrecke entlang lief, auf den Rücken und lauschte mit unter dem Kopf verschränkten Armen auf das geheimnisvoll rauschende Lied der Telegraphenstangen. Als sprächen die in eine andere Welt eingegangenen Seelen aus irgendeiner Sphäre mit ihresgleichen. Ich verstand das nicht, konnte es gar nicht verstehen. Einmal erklärte mir dann mein Vater, daß die Herren und die Generale sich telephonisch und telegraphisch unterhielten, von Wien nach Homonna, von Lemberg nach Budapest.

„Nicht wahr, die Herren sind sehr gescheite Leute?“

„Ja, sie sind große Hunde, das stimmt sicher“, antwortete mein Vater kurz und schraubte weiter auf seiner Schiene herum.

Von der Bahn kehrten die Kosaken nur an den Samstagabenden zurück, um für Sonntag frische Wäsche zu nehmen. Und alle, die in den Gruben oder an der Bahn gearbeitet hatten, versammelten sich im Hause des Oberkosaken. Dort zahlte sie der Alte aus. Er legte silberne Guldenstücke und Kronen aneinandergereiht auf die Tischplatte, murmelte vor sich hin, rechnete und gab jedem seinen Lohn. Aus diesem Grunde ahnte ich, daß der Oberkosak alle Unternehmungen der Kosaken leitete.

In früheren Tagen machten sie noch große Fischzüge auf der Latorca und der Labore, aber die Herren verdrängten sie auch von hier,

so daß sie mit den Ausgußwassern vorliebnehmen mußten, und die Kosaken waren deshalb sehr trozig und erbittert. Ihr Schicksal wurde von Jahr zu Jahr beschwerlicher, obgleich sie überall freudig Hand anlegten, und es wäre kaum möglich gewesen, aufzuzählen, wie vielerlei Berufe jeder Kosak gleichzeitig hatte. Mein Vater zum Beispiel war um diese Zeit von Rechts wegen Fuhrmann, aber er half gleichzeitig dem Oberkosaken bei der Herde, sprengte Felsen in der Grube, schwigte im Sommer beim Bahnbau, fuhr in die Wälder von Lazonny, in deren Tiefe sein Schwager Georg Wajda als erster Verwalter die dort versammelten sämtlichen Schweineherden kommandierte, dann wurde er wieder für ein Jahr Kleinhäusler und fuhr wieder in die sumpfigen Gewässer zum Fischfang. Gott weiß, was er noch alles machte . . . Und solch ein hoffnungsloses, wirres Leben führten auch die anderen Kosaken.

Auch sie gingen alles an, nur vor einem schrakten sie zurück: vor Amerika.

In anderen Dörfern nahm die Zahl der männlichen Bewohner immer ab. Wenn der Herbst kam, zogen sie in ganzen Karawanen zur Bahn, um am anderen Ende der Welt ihr Glück zu versuchen, selten zu ihrem Vorteil. Das halbe Dorf begleitete sie; die Weiber und Kinder weinten zum Abschied. Die armen Schlucker zogen fort, und es kam monatelang keine Nachricht . . .

Die Kosaken hielt immer mein Großvater zurück und sein Kamerad aus jenem Königgräzer Wettlauf: Andreas Pikor, der in jenen Tagen sieben Jahre lang bei der Linzer Infanterie gedient hatte . . . Denn diese zwei berühmten Leute hatten auch Amerika schon hinter sich. Aber sie fanden damals in New York keine Arbeit, und Andreas Pikor sprach zu meinem Großvater:

„Du, Michael, laß uns nach San Franzisko gehen. Dort nimmt uns sicher wer an.“

„Das glaube ich auch, Andreas“, entgegnete der Oberkosak.

Und sie zogen turmgerade auf San Franzisko los, zu Fuß die Schienen der Pazifik entlang. Sie gingen vielleicht zwei Monate lang durch solche Urwälder, die keinen Anfang und kein Ende hatten. Der Oberkosak trug auf seinem Stoc geschultert den gestickten Seitenbeutel, Andreas Pikor schleppte sein grünes Soldatenköffchen am Rücken, auf dessen Deckel jeder Indianer lesen konnte: Zugführer Andreas Pikor, 14. Reg. 2. Komp. 3. Zug. Im Verlaufe dieser Wanderungen hatten sie angeblich auch mit wilden Stämmen zu kämpfen gehabt. Das ist jedoch nicht so sicher. Aber es war Tatsache, daß sie auch in San Franzisko kein Glück hatten und — wieder zu Fuß — nach New York zurückwanderten und hier in ihrem großen Zorn (denn sie hatten fast kein Geld mehr) Fahrkarten nach der Heimat lösten. Als sie jedoch bis Miskolc gekommen waren, hatten sie keinen roten Heller mehr in der Tasche, sie kamen also wieder zu Fuß in ihr Dorf. Dieser letzte, vom vielen Fasten ausgezeichnete Fußmarsch währte drei Tage lang; sie kamen fluchend daheim an und kehrten vor allen Dingen einmal im Wirtshaus ein. Sie tranken zwei Liter Schnaps, und da der Wirt unverschämt genug war, zu fragen, wie viele Dollar sie gespart hätten, versohlnen sie ihn und warfen ihn zur Thür hinaus.

Aus diesem Grunde hatten die übrigen Kosaken solch große Scheu vor Amerika.

Monate waren vergangen, seit sie an einem Morgen alle ihre Wagen bestiegen hatten, und kein Mensch hatte sie seither gesehen. Selbst ihre Namen verloren sich schon fast in den Schneestürmen.

Denn in diesen Tagen brausten wahre Orkane über die Gegend, und die Wölfe heulten auf den vereisten Feldern. Es war so kalt, daß die Krähen von den Pappeln herabfielen.

Und während draußen die Schornsteine piffen und in den Gärten die Wölfe heulten, erwarteten wir im Hause meines mütterlichen Großvaters den Wechsel der Jahreszeit . . .

Wie war dieses Haus anders als das Heim des Oberkosaen!

Die Thaten meines Vatersvaters erschienen mir nur aus der Ferne groß. Dann ergriff mich Bewunderung für den leidenschaftlichen Alten; aber wenn er vor mir stand, fürchtete ich mich vor ihm. Mein anderer Großvater, der berühmte Zimmermann, war ein ganz anderer Mensch. Von Gestalt ein Hüne, der reizbare Oberkosa reichte ihm kaum bis an die Schultern. Er hatte eine gütige, ernste Stimme, und nie hatte jemand von ihm ein schlechtes Wort gehört. In der ganzen Umgegend der fünf Flüsse fertigte er die schönsten Dächer an, und als er in seinem langen Leben der selbständigen Unternehmungen überdrüssig geworden war, kam er zum Grafen in Stellung. Er war nach dem Verwalter der erste auf dem Besiz: Er beaufsichtigte das Pflügen, Säen, aber auch die nötigen Bauarbeiten geschahen unter seiner Leitung. Wenn er zur Zeit des Frühjahrspflügens auf irgendeinem Hügel stehenblieb und über das weite Land blickte (ich reichte ihm kaum bis zur Hosentasche), mochte er so ein Gefühl haben, daß es in dieser Gegend keinen größeren Herrn gäbe als ihn. Und er zog den Hut, und der milde Wind strich ihm über seine gelichteten Schläfen. Mitunter faltete er die Hände und seufzte auf. Seinen milden Worten lauschte sogar der erbarmungslose Brugos jederzeit aufmerksam. Abends, vor dem Abendbrot, setzte er sich an den Tisch auf die bemalte Truhe und las mit halblauter Stimme in der Bibel. Wir alle lauschten mit angehaltenem Atem.

Denn ihm war eine zahlreiche Familie beschert worden. Meine Großmutter, die aus dem Komitat Nyir stammte, war ein ergebenes, stilles Geschöpf. Nie hörten wir ein hartes Wort von ihr: Sie lenkte uns vielmehr nur mit ihren Blicken. Diese friedliche Wohnung bestand aus zwei Räumen: Im zweiten lebte die jüngere Schwester meiner Mutter mit ihrem Sohn, der damals schon in der Stadt die Bürgerschule besuchte und nur zu den Ferien heimkam. Ihr Mann war nach Amerika

ausgewandert, um dort sein Glück zu versuchen. Der jüngere Bruder meiner Mutter trieb das Gewerbe meines Großvaters und arbeitete in der Werkstätte, die in die Vorhalle mündete, von früh bis spät, während er mit aufgerollten Hemdsärmeln, meines Vaters alte Artilleristenmütze auf dem Kopfe, zufrieden vor sich hin sang. Er schob die Soldatenmütze auf den Hinterkopf zurück, und es war ausgemacht, daß er im Frühjahr heiraten werde. Deshalb arbeitete er mit soviel Freude. Außerdem lebte auch noch mein Urgroßvater im Hause. Aber er war schon so alt, daß er den ganzen Tag lang auf der Ofenbank kauerte, sich den Rücken wärmend. Er mochte schon neunzig Jahre alt sein. Sein gelbliches Haar fiel ihm bis auf die Schultern herab; er hatte nur mehr drei Zähne, und infolgedessen berührte sich seine Nase fast mit dem Kinn. Aber seine Gesichtsfarbe war rot. Er wärmte sich dort auf der Ofenbank; seine Augenbrauen senkten sich wie Dächer über seine ungewiß blinzelnden Augen, und in den meisten Fällen schwieg er. Draußen prasselte der Schnee; meine verheiratete und meine ledige Tante arbeiteten beim Spinnrocken, mein Großvater hatte irgendwo in den Ställen zu tun, Großmutter bereitete das Mittagbrot, die Wanduhr klapperte ihr eiliges Ticktack, in der Werkstatt blies mein Onkel irgendein sehnsuchtschweres Soldatenlied, und der Alte saß da, wärmte sich den Rücken und schwieg.

Er regte sich nur dann, wenn mein Onkel aus der Werkstatt den Kopf hereinsteckte. Und so oft er zur Thür hereinsah, hob Großväterchen die struppigen Augenbrauen zu ihm auf. Mein Onkel verstand bereits dieses geheime Zeichen und flüsterte ihm zu:

„Nach dem Essen, Großväterchen. Jetzt würde man's bemerken.“

Und Großväterchen schickte sich ohne ein schlechtes Wort darein, daß es erst nach dem Essen sein solle.

Nach dem Essen stand mein Großvater auf, sprach das Tischgebet, und alle gingen ihrer Arbeit nach. Dann erschien mein Onkel

und drückte Urgroßväterchen eine Deziflasche in die Hand. Großväterchen bedeutete mit den Augenbrauen, daß die Sache in Ordnung gehe, und versteckte die Flasche unter seinem Hemd. Aber wenn ihn niemand sah, hob er sie an die Lippen. Und er hob sie so oft unter seine Nase, bis sein Gesicht auf einmal hochrot wurde; dann fuhr er sich mit der Hand in das Haar und begann mit zitteriger, sehr zitteriger Stimme zu singen:

„Drüben nahen Reitersleute.
Leuchten schwarz wie dunkle Adler.
Wenn Betjaren: froh willkommen!
Wenn Panduren: Mord und Tod!“

Ich erinnere mich heute nur mehr auf vier Zeilen dieses auf-
rührerischen Gesanges. Denn es war ein revolutionäres Lied: Gegen
die großen Herren gerichtet von der ersten bis zur letzten Zeile. Zitternd
began es Großväterchen, aber wenn er sich erst so recht hineinversenkt
hatte, griff er in seine wehende Mähne, senkte sein Haupt mit einem
Ruck, und die Tränen kollerten aus seinen Augen. Dann erhob er —
genau so plötzlich — sein greises Haupt, streckte seinen dünnen Arm in
die Luft, fuchtelte hin und her und johlte:

He — e — e — j! . . . Ha — a — a — j! . . .

An dieser Stelle meckerte er bereits ein wenig, da er schon
außer Atem war. Infolge des heiseren Gesanges trat gewöhnlich meine
Großmutter oder irgendeine meiner Tanten in die Stube und be-
trachtete kopfschüttelnd die große Laune des Alten:

„Haben wir schon wieder eins hinter die Binde gegossen, Alter?
Von wem ist der Schnaps?“

Das war mehr, als der Alte vertragen konnte! Er schrie sie
mit kreischender Stimme an:

„Was kümmert's euch? Marsch hinaus, marsch von da, soviel
ihr seid, sonst zünde ich gleich das Dach über eurem Kopf an!“

Dann waren sie still. Zum Glück gelang es, diese Episoden vor meinem Großvater geheimzuhalten. Denn es war sein harter Befehl, daß man vor Urgroßväterchen alles Trinkbare verstecken solle. Aber meinen Onkel erbarmte der Alte im geheimen, und daher kam es, daß Urgroßväterchens Brauen aufzuckten, so oft mein Onkel zur Tür hereintrat:

„Nun, wird es?“

Urgroßväterchen war sonst ein schweigsamer, sehr schweigsamer Mensch. Aber wenn er ein, zwei Dezi hinter der Binde hatte, dann holte er alle Heiligen vom Himmel herunter und belegte die großen Herren mit beleidigenden Ausdrücken. Dann erwähnte er seinen Freund, einen gewissen Georg Dózsa*, drohte mit den Fäusten und wünschte sämtliche Grafen zur Hölle, die schuld waren, daß die armen Leute niemals satt werden konnten:

„Die Kreuze in ihre Haut! Nun, wir werden ihnen schon unterzünden, Freundchen! Nur Geduld!“

Dieses „Freundchen“ war ich, da um diese Zeit die anderen gewöhnlich die Stube verlassen hatten. Mein Urgroßvater war ein harter, selbstbewußter Kosak, seine aufrührerische Natur übertraf sogar die des Oberkosaken, während der Zeit, die er auf dieser Erde verlebte. Aber diese revolutionäre Flamme wurde immer schwächer, denn die geheimen Schnäpse wurden immer seltener. Er wärmte sich den Rücken, schnaufte, schlief ein, oder hob die Brauen und sah in den Schneesturm hinaus, nachdenklich und schweigend.

Das Wetter ließ nicht nach. Der Wind blies von der polnischen Grenze her, und die Dächer und Rauchfänge dröhnten. Das Dorf lag im Schnee verweht, und schon seit Wochen kamen keine regelmäßigen Nachrichten. Manchmal, an schläfrigen Nachmittagen, glitten schellenklingend Schlittengespanne vorbei. Auch von meiner Mutter hatten

* Georg Dózsa, Anführer eines ungarischen Bauernaufstandes.

wir seit dem Herbst keine Nachricht. Denn um diese Zeit wohnten wir vier Dörfer weiter, und mich hatte man schon im September herübergebracht, zur Schule. Nur mein kleiner Bruder blieb daheim bei meiner Mutter, die damals schon kränklich war, die Arme. Sie spürte Schmerzen im Kopf und in der Seite und mochte sich sehr einsam fühlen, denn es war viel, wenn mein Vater an jedem Wochenende einmal heimfand. Unentwegt ging er den Weg der Kosaken. Und da ich oft von meiner Mutter sprach, sagte meine Großmutter eines Vormittags in der Werkstatt zu meinem Onkel:

„Johann, mache dich fertig und gehe zu Maria hinüber. Die Arme, vielleicht ist sie schon gestorben . . .“

Mein Onkel nahm seine Soldatenmütze vom Kopfe und begann sich anzukleiden. Etwa nach einer Stunde erschien er in großen Stiefeln, Pelz, mit der Art über der Schulter: Er rechnete mit wilden Tieren auf der Landstraße. Meine Großmutter stopfte seine Seitenbeutel voll mit Schinken und Käse und hängte noch eine Speckseite dazu, denn es war nahe vor Weihnachten. Wir rechneten damit, daß meine Mutter daheim vielleicht Not litt. Nachdem mein Onkel vollgepackt war wie ein Stachelschwein, das überwintern will, zog er seine ziegenledernen Handschuhe über, verabschiedete sich von den Hausbewohnern und schritt in den Schneesturm hinaus.

Wir ängstigten uns den ganzen Tag um ihn, denn es kamen Nachrichten, daß sich Wolfsrudel auf den Straßen herumtrieben und zwischen den Dörfern zahllose Slowaken aufgefressen hätten mit Haut und Haar. Nicht mal ihre Riemenschuhe seien übriggeblieben. Der zweite und der dritte Tag verstrich. Mein Onkel kam nicht zum Vorschein.

Wir achteten in gedrückter Stimmung auf jedes näherkommende Geräusch. Aus der Richtung der Gesindewohnungen vernahmen wir manchmal fernen Gesang, besonders an den Abenden, aber durch den brausenden Sturm klang er so traumähnlich, als käme

er von irgendwo unter der Erde. Wahrscheinlich malte irgendeine junge Dirn Mais auf der Handmühle und weinte ihren unterdrückten Kummer, vor sich hinsinnend, in ein Lied hinein. Diese Lieder der Unglücklichen höre ich noch heute!

Auch der Sohn meiner Tante kam zu den Ferien heim. Er zeigte mir seine Schulbücher, die mit Bildern geschmückt waren, und besonders die fernen Gegenden in der Geographie, und wußte wunderbare Märchen von Städten und Ländern, die mich in Erstaunen versetzten und in meinem Herzen geheime Wünsche wachriefen. Er sprach von vergangenen Dingen und großen Männern, deren Namen ich damals zum erstenmal hörte. Als er Ludwig Kossuth erwähnte, regte sich Urgroßväterchen auf der Ofenbank:

„Jawohl! Nie gab es einen zweiten Redner wie ihn. Als die Slowaken Anno 31 wegen der Korela verrückt wurden und mit Gewehren und Äxten gegen Ujhely zogen, kam er ihnen auf der Landstraße entgegen . . .“

Er schwieg, von alten Erinnerungen übermannt. Und er wiegte den Kopf hin und her und fuhr dann, gleichsam zu sich selber sprechend, fort:

„Nun, er kam mutterseelenallein in einem Paradewagen. Als er mit den wütenden Slowaken zusammentraf, winkte er dem Kutscher, er möge anhalten. Er aber stand im Wagen auf, und dann richtete er eine lange Predigt an die Slowaken, denn er beherrschte nur die ungarische Sprache. Theils verstanden sie ihn, theils nicht, aber wie er sich allmählich warm geredet hatte, legten sie Gewehre und Äxte beiseite und schrien dann wie die Verrückten in ihrem schlechten Ungarisch: Hoch liebe Ladwig Kassuth! So ein Redner war das. Freilich, später hat er dann auch den König und alle Grafen versohlt . . . Gott beschütze ihn!“

Der Alte schwieg und wiegte nur den Kopf hin und her.

Schweigen trat in die Stube: Infolge der Wärme lief das kleine Fenster milchig an. Meine beiden Tanten heizten den Kamin mit Stroh und dürrer Stengelwerk, und die Luft war so dick, besonders an den Abenden, daß mir der Kopf brummte. Mit diesem brummenden Schädel schließ ich in der Kaminecke ein und schreckte vor Morgengrauen öfters aus dem Schlafe auf. Ich hatte schlechte Träume: Ich fürchtete mich vor den herumstreichenden Wölfen. Und wenn ich am frühen Morgen in der Kaminecke den Kopf erhob, vernahm ich die summende Stimme meines Veters, des Bürgersehülers, der, auf die Ellenbogen gestützt, aus irgendeinem Buche Verse büffelte. Die verrußte Lampe blinkerte, tief herabgeschraubt, auf der Tischkante, und er wiederholte, während die anderen regelmäßig und tief atmend schliefen, vielleicht zum zwanzigsten Male:

Wer geht im Friedhof zu so später Stund?

Die Uhr hat zwölf geschlagen, die Erde schweigt im Mund . . .

Das mit monotoner Stimme immer wieder wiederholte Gedicht, das mitternächtliche Antlitz des Friedhofes, das geisterhafte Licht in der Stube und der draußen tobende Sturm übten eine niederdrückende Wirkung auf mich aus, und ich begann über das Leben der armen Leute nachzudenken . . .

Dann schien das Unwetter etwas nachzulassen. Der Schnee fiel nicht mehr, nur der Wind sang noch. Er sang und sumnte in so seltsamer Gleichförmigkeit, als weinte hinter verschlossenen Türen ein Mädchen still vor sich hin. Und es war, als schluchzte sie mitunter auf in ihrem großen Schmerz. Aber dieses Schluchzen des Windes kam aus den Rauchfängen oder aus dem Vorhaus, wenn die äußere Tür jäh zugeschlagen wurde.

Am fünften Tage tauchte mein Onkel wieder auf. Er kam mit guten Nachrichten: Daheim war alles in Ordnung. Nur von meinem Vater war keine Nachricht, der noch im Herbst mit den Kosaken in die

Wälder des Bihorlat vorgedrungen war. Mein Onkel erzählte, daß er die Heimkehr dreimal versucht hatte, aber der Sturm habe ihn bereits am Ende des Dorfes in den Graben geworfen, so daß er gezwungen war, umzukehren. Beim dritten Male war er schon eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, man konnte keine zwanzig Schritte weit sehen, die Landstraße verlor sich unter seinen Füßen, und alles war beißender Wind und große, weiße Ferne. Er glaubte schon, er hätte sich in die weiße Welt verirrt, aber zum Glück hörte er Hundegebell und fand ins Dorf zurück. Bei diesem dritten Versuch schien es ihm, gerade als er umkehrte, daß er unweit der Landstraße in jener Gegend, wo die Ländereien des Grafen aufhören, zwei Wölfe sah, die einen sich wehrenden Menschen mit gierigen Mäulern angriffen. Der Mann und die Wölfe verloren sich in der weißen Unendlichkeit, dann tauchten sie wieder auf, aber nur zum Teil. Er schrie mit vollen Lungen in jene Richtung, aber der Wind trug seinen Schrei fort, und die zwei Wölfe zerrten an jenem hochgewachsenen Kerl herum, der — in Ermangelung eines Stockes — mit den Füßen in sie hineintrat. Sein Hosensboden war schon erheblich zerseht. Er erinnerte sich noch, daß die Gestalt augenscheinlich sehr eng anliegende Hosen hatte, wie sie Soldaten zu tragen pflegen, und meinte, daß die zwei Bestien aller Annahme nach Joseph Paczal in der Arbeit hatten. Er wollte ihm mit der Art zu Hilfe eilen, denn die eine Bestie hatte Joseph wieder beim Hintern gepackt. Joseph drehte sich um, versetzte ihr einen Tritt, daß sich das Untier viermal überschlug; aber dann verlor sich alles im Schneegestöber, so daß er weder Joseph noch die Wölfe sehen konnte. Er flüchtete dann ins Dorf zurück. Es schien wahrscheinlich, daß Joseph von den Wölfen gefressen worden war.

Joseph Paczal war jedoch auch diesmal mit heiler Haut davongekommen. Am dritten Tage erschien er nämlich in seiner überlegenen Art in der Werkstatt.

Aber das hatte eine Vorgeschichte.



Als nämlich mein Onkel Joseph Paczals Abenteuer mit den Wölfen erzählte, entfuhr es mir gegen meinen Willen:

„Gott sei Dank . . .“

Mein Großvater sah mich befremdet an, und als er meine Verlegenheit wahrte, fragte er mich gründlich aus. Als er erfuhr, daß der Oberkosaß Joseph zum Brandlegen gedungen hatte, wurde er sehr erregt. Eine geraume Weile ging er im Zimmer auf und ab mit rückwärts verschlungenen Armen. Dann blieb er vor seinem Sohne stehen:

„Johann, sieh nach, was mit diesem Menschen geschehen ist? Wenn er doch noch zum Vorschein kommen sollte, dann schicke ihn gleich zu mir. Ich habe mit ihm zu reden!“

Nach einer halben Stunde kam mein Onkel zurück, Joseph Paczal sei noch nicht wiedergekehrt. Seine Mutter wußte nur so viel über ihn, daß er vor einer Woche gegen den Frost ein blaues Tuch um seine Ohren gebunden habe, dann sei er, mit den Händen in den Hosentaschen, in den Schneesturm hinausgewandert. Er wollte irgendeinen Gevatter in Gataly aufsuchen.

Am dritten Tage jedoch erschien Joseph Paczal. Als ich vor- mittags in die Werkstatt kam, saß er dort, ungezwungen, auf einer Truhe, die von der Soldatenhose eng umschlossenen Beine übereinander gekreuzt. Der Rest seines Hutes, auf den Gipfel seines Kopfes geschoben, die Ohren mit einem schmutzigen Tuche verbunden, und er erklärte meinem Onkel wohlgelaunt:

„Die beiden Luder sprangen mich etwa zum zehnten Male an. Wenn ich dem einen vor die Nase trat, schnappte der andere nach meinem Hintern. Die Pest in ihre Knochen, sie haben mir den Hosensboden auch ordentlich zerfetzt . . .“

Er glitt von dem Verschlag herunter, drehte sich um und zeigte sich von hinten. Seine Hose war zerrissen, und diesmal lugten Stroß-

büschel daraus hervor. Denn in Ermangelung eines Stoffes hatte er sich mit Stroh ausgestopft.

Mein Onkel schüttelte halb bewundernd, halb lächelnd, den Kopf. Joseph Paczal winkte ab:

„Nun, das ist gar nichts, ich habe gemeinere Fälle erlebt. Hauptsache, daß ich rechtzeitig in Gataly ankam. Es war gerade Kindstaupe bei meinem Bevatter, der Schmied Vircsik, und wir tranken einen mächtigen Schluck. Auch drei Zigeuner waren da, und im Klarinettisten brannte der Schnaps.“

Diesem Gedankenaustausch bereitete das Erscheinen meines Großvaters ein Ende. Er winkte Joseph zu sich, und sie zogen sich in die Stube zurück.

Sie blieben dort eine halbe Stunde. Ihre Meinungen mochten sehr verschieden sein, denn wir hörten durch das Vorhaus mehrfach die leidenschaftlichen Worte meines Großvaters herüber, was selten seine Art war. Joseph Paczal hielt sich wacker, ja, er schrie später keck zurück. Schließlich öffnete mein Großvater die Werkstatttür und sagte mit großer Erregung zu seinem Sohne:

„Komm einmal herein!“

Auch ich schlüpfte ihnen nach. In der Mitte des Zimmers stand Joseph, das Hemd hatte sich in der Hitze des Gefechtes auf seiner Brust geöffnet, und er reckte seine behaarte Brust heraus und gebärdete sich sehr überheblich. Aus seinem Hinterteil baumelte noch mehr Stroh herunter.

Mein Großvater wandte sich an seinen Sohn:

„Dieser Unglückliche hat den Verstand verloren . . .“

„Das stimmt“, rief Joseph Paczal dazwischen, „nur haben ihn die Herren und die Verwalters und Brugos genommen, denn ihret halben haben wir nichts zum Fressen!“

Mein Großvater winkte ihm, zu schweigen. Aber da murmelte Urgroßvater von der Ofenbank:

„Joseph hat recht . . . Ich bin in allem seiner Meinung . . .“

„Alter, Alter, fürchten Sie sich denn gar nicht vor unserem Herrgott?“ Mein Großvater sah ihn vorwurfsvoll an.

Das genügte dem Alten. Er blies seinen Schnurrbart auf:

„Ruhe, Himmel und Hölle, sonst zeige ich's euch gleich! Es ist wirklich eine Schweinerei, was in dieser Hundewelt alles geschehen darf! Wenn ich einmal zornig werde, schneide ich allen Herren die Bäuche auf!“

Joseph Paczal stand mit einem orkanartigen Gelächter in der Mitte der Stube:

„Jener Bauch wird aufgeschlitzt!“

„Mensch! Mensch!“ rief darauf mein Großvater. „Du rennst in dein Verderben! Ihr werdet alle im Kerker zugrunde gehen!“

„Das wollen wir mal sehen.“ Joseph Paczal riß sein Haupt in die Höhe. „Mit uns ist nicht zu spaßen.“

Und er ging grußlos hinaus. Aber vorher sagte er noch, zu mir gewandt:

„Der Oberkosak zieht dir die Haut über die Ohren, du Koksnase! Du hast das Ganze verraten . . .“

Von da ab verstrichen die Tage in großer Aufregung. Mein Großvater ging oft in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab: er wußte nicht, was er beginnen sollte. Scheinbar wollte er den Oberkosaken abwarten, um ihm ins Gewissen zu reden. Mein Onkel arbeitete wieder in der Werkstatt, Urgroßvater wärmte sich am Kamin und murmelte zeitweilig:

„Joseph Paczal ist mein Mann . . .“

Das Wetter klärte sich. Der Wind hielt inne, und es schneite nicht. Aber es herrschte schneidende Kälte, und aus den niederen Rauchfängen stieg der Rauch strahlenförmig zum opalfarbenen Himmel hinauf. Auch die Straße belebte sich. Wir standen vor Weihnachten.

Man hörte noch immer nichts von den Kosaken. Einmal kam auch meine andere Großmutter, die Frau des Oberkosaken, zu Besuch. Das war am zweiten Weihnachtstag. Sie kam in einem geblümten Mäntelchen. Und sie erwähnte unter vielem Klagen, daß dem Oberkosaken vermutlich ein Unglück zugestoßen sei. Einmal würde man ihn noch erschlagen, das sei gewiß!

Mein Großvater ließ sich nicht weiter auf dieses Thema ein, und so hatte meine Großmutter nicht die geringste Ahnung von den umwälzenden Plänen des Oberkosaken. Vorläufig verriet er auch Brugos nichts, obwohl er den Verwalter mehrmals am Tage aufsuchte, um die Wirtschaft betreffende Verhandlungen zu führen. Er erwartete ungeduldig den Oberkosaken.

Aber der Oberkosak kam nicht.

Vor Neujahr schlug das Wetter wieder um, und man konnte noch größerer Schneefälle gewärtig sein. Die rußschwarzen Wolken verursachten eine solche Dunkelheit, daß man schon am frühen Nachmittag die Lampe anzünden mußte.

Und um die gleiche Zeit erklangen in den Wirtschaftshöfen die Abschiedslieder der Jahreswende. Denn viele Knechte, Treiber und Pferdejungen verdingten sich am Sankt-Michaels-Tag zu fremden Herrschaften, und sie sangen jetzt ganze Tage lang zum Abschied traurige Lieder. Sie summten diese Lieder herzerreißend auf der Straße, in den Gesindewohnungen und in den Ställen, oder drüben hinter der Meierei. In ihren einfältigen Liedern taten sie ihrer alten Herrschaft gutherzig Erwähnung, ihrer Herrschaft, für die sie so lange gepflegt und geerntet hatten, nahmen darin Abschied von Verwandten und Bekannten und drückten ihre große Sehnsucht aus, daß ihr Los vielleicht ein besseres sein werde auf dem fremden Land. Von diesen wehmütigen Liedern war das ganze Dorf voll, und aus den Liedern klangen die Klagen des Elends... So um die Jahreswende denke ich oft an euch, ihr unglücklichen Menschen...

Auch das ging zu Ende. Denn am Neujahrstag brach zum zweiten Male das Unwetter los, und im blinden Weiß des Schneesturmes verschwanden die abrollenden Wagen der Knechte, Treiber und Pferdejungen. Das Dorf lag verkrochen, und ich horchte, in der Kamin-ecke kauend, voll Entsetzen auf den draußen tosenden Sturm.

Und in diesem Gerichtstagswetter tauchte eines Nachmittags mein Vater auf. Der Sturm warf ihn gleichsam zum Vorhaus herein. Er warf die Art auf den Boden, trat in die Stube, schälte sich aus der Pelzjacke, und während ihn die Hausbewohner erstaunt betrachteten, schlug er die behandschuhten Hände zusammen und schrie zusammenhanglos durcheinander:

„Mit den Kosaken ist's aus! Sie haben uns auseinander-gejagt wie der Sturm das Herbstlaub! Und dennoch, Herrgott, wie wir uns geprügelt haben!“

„Gut, gut“, nickte Urgroßvater.

Aber mein Großvater war ernstlich besorgt:

„Aber um Gottes willen, was ist schon wieder geschehen?“

„Nichts“, leierte mein Vater. „Wir haben uns nur bei der Lohnzahlung mit dem Oberförster überworfen, so fing es an. Richtiger, haben wir uns erst mit den Kuschnyaken gestritten, die wir so verprügelten, daß sie auf ihrem Hintern den Berg hinuntersegelten, aber dann kamen die Gendarmen, zwanzig an der Zahl. Der Alte brüllte plötzlich: He, Kosaken! Dann ging es los. Die Gendarmen mit Gewehren, wir griffen zu den Ärten und Ripsen. Der Alte benutzte die Deichsel. Zehn von uns lagen schon im Schnee und etwa acht von den Gendarmen. Dann legten sie dem Alten die Eisen an, nur ich allein konnte fliehen unter vielen Gefahren . . . Wir sind verloren, verloren!“



Man brauchte sich aber um die Kosaken nicht zu sorgen.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages waren sie bereits alle daheim. Sie kamen wie gewöhnlich: Unter lautem Gesang. Der Oberkosak saß auf dem ersten Wagen und lenkte persönlich. Das Schneegestöber war so stark, daß sie auf der Dorfstraße aus dem stimmernden Weiß nur für einen Augenblick auftauchten, dann versanken sie wieder, während ihre Wagen vorbeirasselten und sie mit rotgefrorenen Gesichtern ein Lied sangen, das an einen Kriegsgefangen erinnerte. Auf den großen Lärm hin liefen wir zum straßenseitigen Fenster, jedoch wir sahen nur, während sie vorbeiglitten, daß die meisten Kosaken verbundene Schädel oder aufgebundene Arme hatten. Aber ihre Begeisterung war die alte.

Sie rasselten durch das Dorf, und nach ihnen entstand Schweigen. Nur der Wind zerrte an den Hausdächern herum. Aber auch das währte nicht allzu lange.

Denn am Abend besuchte uns der Oberkosak, sein Kopf war mit zerfetzten Tüchern umwunden. Er trat ein, sah sich um, und als er mich erblickte, gab er mir eine hinter die Ohren, daß ich hinsiel. Mein Großvater war nicht im Zimmer, und meine zwei Tanten hingen sich bettelnd an den zornigen Alten, aber er schüttelte sie von sich ab. Nachdem er mich ergriffen hatte, riß er mich mit einer Hand in die Höhe,

schüttelte mich tüchtig, verabreichte mir noch weitere vier Hiebe und stieß mich zur Thür hinaus:

„Marsch, nach Hause! Das hast du also bei mir gelernt!?“

Auch meine Großmutter kam zum Vorschein und wendete sich gegen den Alten:

„Michael! Michael! Was wollen Sie von dem Kinde?“

„Nichts“, schnaubte der Alte. „Entweder er lernt Anstand oder ich erwürge ihn!“

Und sie stellten sich ihm vergeblich in den Weg, denn da schob er mich bereits aus dem Vorhaus und trieb mich vor sich her auf der Straße. Vor Entsetzen blieb mir das Wort in der Kehle stecken, und im eifrigen Wind gefroren mir die Tränen auf der Wange. So trieb er mich nach Hause. Dort stieß er mich in das Hinterhaus, wo meine andere Großmutter saß, mit der Schürze ihre Tränentrocknend. Ich begann zu weinen:

„Ich will wieder zurück! Ich will nicht hierbleiben!“

Himmel, wurde jetzt der Oberkosaß wütend! Er neigte sich zu mir, hielt die Fäuste über meinem Haupt, und während er die Augen rollte, knirschte er mit den Zähnen:

„Kusch, sonst schlage ich dich nieder! Seinen eigenen Großvater zu verraten? Pfui!“ Und er spie mir ins Gesicht.

Großmutter stellte sich zwischen uns beide und deckte mich mit ihrer Schürze zu. Der Oberkosaß ließ uns stehen und warf die Thür mit solcher Kraft zu, daß sie fast zersplitterte.

Wir zwei weinten dann miteinander. Großmutter gab mir das Abendbrot und fragte mich aus, ob mir nichts fehle:

„Ich habe mir nur die Haare verflüht, denn ich verlor auf der Straße meine Mütze.“

Die Arme drückte mich an sich:

„Wenn er zornig wird, kann er sich gar nicht beherrschen, mein Kindchen, das ist sein größter Fehler.“

Als es dunkel wurde, kamen die Kosaken der Reihe nach an und versammelten sich im Vorderhaus. Einmal vernahm ich die aufgeregte Stimme meines Großvaters, des Zimmermanns, wie er nach mir fragte. Danach hörten wir — durch das Vorhaus — nur ein großes Durcheinander von Worten, die Kosaken führten drüben heftige Reden oder lachten manchmal grell auf.

Es war schon spät, als mich meine Großmutter entkleidete und in das Vorderhaus in mein Bett brachte. Es waren mindestens zwanzig Männer in der Stube. Der Qualm war so groß, daß man die Lampe kaum sehen konnte. Die Mannen des Oberkosaken sprachen dem Getränk reichlich zu. Beim schwachen Lichtschimmer nahmen ihre Gesichter im nebelnden Rauch eine schiefe Gestalt an, und fast alle Köpfe waren verbunden als Folge der Kauferei im Walde. Manche hatten auch andere Verletzungen davongetragen.

Der Oberkosak saß am oberen Tische, die Ellenbogen vorgestemmt, und vom Trunk spannte sich die Haut auf seinem Gesicht. An seiner einen Seite saß der alte Andreas Pitor, an der anderen mein Großvater, der Zimmermann, aber mein Großvater trank nicht. Auf dem Tisch lagen Silbergulden aufgereiht: Mein Vater las die Namen der Kosaken von einem Papier, und der bärenkräftige Georg Bajda zahlte sie aus. Joseph Paczal stand neben dem Kamin, den Rücken an die Wand gelehnt, die engumspannten Beine übereinandergelegt; aber er hatte keinen Anspruch auf Bezahlung. Er trank nur, und überdies sog er mit solchem Genuß an einer stiellosen Pfeife, daß seine beiden Wangen ganz einsfielen. Aus seinem Hintere baumelte noch immer Stroh.

Der Oberkosak nickte mitunter Georg Bajda zu:

„Jedem gleiche Theile. Nur mir gebührt das Doppelte.“

Während der Auszahlung sagte mein anderer Großvater bittend zum Oberkosaken:

„Ich sage dir, Michael, überlege dir die Sache . . .“

„Ich habe nichts zu überlegen!“ gab der Oberkosak heiser zur Antwort. „Ich hab’ gerade genügend nachgedacht, aber vom Kopfzerbrechen allein können wir alle ruhig krepieren!“

„Ist das dein letztes Wort, Michael?“

„Jawohl!“ fuhr der Oberkosak auf. „Wenn sie uns zu Tode schinden, nun, dann werden sie die Folgen zu fühlen bekommen. Bis zum Frühjahr warten wir, aber . . .“, und er erhob sich und schüttelte seine Mähne, „aber wir sind auf dem Posten . . .“

„Wir sind auf dem Posten!“ riefen die Kosaken.

Mein Großvater stand auf. Er war auch jetzt noch ruhig:

„Gott wird dich strafen, Michael . . .“

„Der straft mich schon seit geraumer Zeit, Georg“, und er gab ihm die Hand. „Na, geh nur in Frieden und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten!“

Mein Großvater schied schlecht gelaunt, nachdem er erst noch an mein Bett getreten war. Als er jedoch sah, daß ich mit geschlossenen Augen unter der Decke lag, schloß er die Tür auf den Fußspitzen hinter sich.

Als er fort war, wurden die Kosaken lebhafter. Andreas Pikor winkte Schweigen:

„Ahnt dieser Georg etwas?“

„Ich schätze, ja“, antwortete Joseph Paczal vom Kamin her; „ich glaube, daß dieser Lämmel, der hier im Bett liegt, ihm einiges erzählt hat . . .“

„Der Kerl hat seine Strafe erhalten“, sagte der Oberkosak.

„Nun, und wenn sie es erfahren? Fürchten wir uns etwa?“

Er stellte sich in die Mitte des Zimmers, in hochmütiger Haltung, während er auf seine verwundeten Krieger herabsah:

„Fürchten wir uns denn? Auf wessen Seite ist das Recht?“

Die Kosaken antworteten gleichzeitig:

„Wir fürchten uns nicht! Denn wir sind im Recht!“

Alle hatten bereits ihren Lohn erhalten. Der Oberkosak steckte seine doppelte Gebühr in die Tasche und gab Joseph Paczal einen Gulden.

Im alles verdeckenden Qualm saßen die Kosaken kriegerisch da: einzelne lächelten mit großer Überlegenheit, andere reckten sich in ihren Stühlen oder wärmten ihre breiten Schultern vor dem Kamin.

Sie tranken, rauchten. Der Oberkosak setzte sich wieder auf den Ehrenplatz, und es folgte ein kurzes Schweigen. Und da sie ihre Zähne aufeinanderpreßten, zeigten die Pfeifenstiele nach oben, so, daß des Oberkosaken Pfeife zu sprühen begann und die Funken durch die Löcher des Deckels auf seinem fehenumwundenen Schädel niederzischten. Er kümmerte sich nicht darum.

Andreas Pikor ergriff das Wort:

„Und jetzt würde ich gerne wissen, wie diese Sache mit den Gendarmen verlief.“

„Wie sie verlief?“ fragte der Oberkosak aufgeblasen zurück und sah bewundernd von einem seiner Leute auf den anderen. „Wie gewöhnlich. Sie fielen uns an, wir warfen sie nieder. . .“

Freilich, freilich: die Kosaken hatten es leicht, denn sie hielten zusammen. Aber wer hätte es auch gewagt, sich ihnen ernsthaft zu widersetzen?! Die Gendarmen versuchten es, aber sie zahlten ordentlich drauf.

Ich vernahm, unter der Decke liegend, zitternd vor Angst, wie dieses letzte Abenteuer verlaufen war. Die Kosaken hatten in einer unwirtlichen Ecke der Verhovina die Waldrodung übernommen, in irgendeinem staatlichen Forst, und in ihrer Nachbarschaft fällten die Rußnyaken die Bäume. Nachdem sie die übernommene Arbeit ausgeführt hatten, wollte ihnen der Oberförster nicht mehr zukommen lassen als den Rußnyaken. Die Kosaken vertraten den Standpunkt, daß die Abmachung vor Übernahme der Arbeit eine andere gewesen sei und daß

sie im übrigen auf die Kuschnyaken piffen. Hier begann die Meinungsverschiedenheit in erster Linie natürlich mit den Kuschnyaken. Von beiden Seiten bligten die Ärte, aber der Oberkosak und seine Leute lachten nur über die Unverschämtheit der Kuschnyaken. Sie traten sie mit den Stiefeln vor den Hintern, daß sie den steilen Berg in Bindeseile hinabfuhren. Drunten im Tale kam die Nachricht auf, daß die Kosaken gegen den Oberförster, gegen alle Herren und gegen den Staat revoltierten. Der Oberförster bat um Niederlegung des Streiks. Dann kamen die Gendarmen. Ach, wären sie nur nicht gekommen! Denn die Kosaken gingen ihnen entgegen . . . Mit Ärten und Rippen. Der Alte mit der Deichsel, wie gewöhnlich, und er brüllte weitschallend: „Um die Ehre, Kosaken!“ Dann kämpften sie! Die Gendarmen wurden arg bedrängt, aber auch von den Kosaken rann das Blut. Sie rangen bereits zwei Stunden hoch droben am Berg im Schnee. Das Blut strömte aus den Kosaken, aber auch Gendarmen lagen und jammerten schon acht an der Zahl. Joseph Handura wurde ins Bein geschossen, ein anderer Kosak erhielt einen Stich in den Nacken, und die Verhovina dröhnte vom großen Geschrei. Der Oberkosak schwang seine Deichsel immer im dichtesten Haufen: „Um die Ehre, Kosaken!“ Sein Haar war schon blutig, denn er hatte schon etwa vier Kolbenhiebe auf den Kopf erhalten, aber der Alte ließ nicht locker. Als ihm das Blut in die Augen rann, schlugen ihn die Gendarmen von hinten nieder, legten ihn in Ketten und warfen ihn gefesselt auf einen Wagen. So brachte man sie vor den Oberstuhlrichter . . .

Der Oberkosak schnaubte einmal kräftig:

„Nun, sie steckten mich ins Loch, das ist nicht zu leugnen. Aber als sie mich vor den Richter brachten, sagte ich ihm offen ins Gesicht, daß wir nicht streiken, daß wir nur die Bezahlung forderten, die uns gebührt. Na“, und er sah siegesfroh von einem zum anderen, „und was war die Folge? Der Richter sagte, das Recht sei auf unserer Seite; wir erhielten den vollen Lohn, und jetzt sind wir hier!“

„Und der Gendarmen wegen wird es keine Folgen geben?“ erkundigte sich Andreas Pitor vorsichtig, der mit seinen schwachen Beinen nicht mehr an den Unternehmungen der Kosaken teilnehmen konnte, aber als pensionierter Kosak stolz auf das Verhalten seiner Freunde war.

„Wegen der Gendarmen?“ fragte der Oberkosak zurück. „Das ist möglich. Sie haben dort unsere Namen gründlich in ein großes Buch eingetragen, wir werden unsere Zeit absitzen, wenn es vor Gericht kommt. Aber wir haben ihnen wenigstens gezeigt, wer wir sind . . . Habe ich recht?“ Und seine alten Augen bligten vor Freude.

Die Kosaken nickten beifällig.

Der Oberkosak hielt einen Finger hoch. Gleich entstand Schweigen.

„Wir werden auch mit Brugos abrechnen, mit diesem Gewürm, wenn wir zueinanderstehen. Denn viele haben sich schon gegen uns verschworen, und es folgen vielleicht schwere Zeiten für uns . . .“

Alle murmelten beifällig und tranken auf den Alten und auf die Einigkeit.

Im beißenden Qualm wuchsen ihre Gestalten, und sie schienen größere Menschen zu sein als gewöhnliche Sterbliche.

. . . Nach einer langen, langen Weile wachte ich auf und hörte, wie sie die Herren schmähten und beschimpften. Um diese Zeit wankten sie bereits vor Trunkenheit. Und torkelnd, mit schweren Füßen, taumelten sie in die Nacht hinaus.

Der Oberkosak blieb in der Stube allein.

Nachdem draußen jeder menschliche Lärm verklungen war, trat er vorsichtig zur Türe und untersuchte das Schloß. Dann nahm er die Hängelampe herunter und trat an mein Bett. Als er sich jedoch überzeugt hatte, daß ich schlief, schlich er auf den Fußspitzen zur Ofenbank, stellte die Lampe darauf, breitete seinen Pelz davor aus und



setzte sich darauf. Dann sah er sich noch einmal um, ob ihn niemand im geheimen beobachtete.

Ich lugte mit stockendem Atem unter der Decke hervor und konnte mir nicht vorstellen, was der Alte vorhatte!

Der Oberkosaß tat jetzt das Folgende:

Er knöpfte seine Weste auf und dann sein Hemd. Man konnte seine grau behaarte Brust sehen. Und dann band er von seinem Halse einen schmierigen Beutel los, der ihm auf die Brust herabbaumelte. Es war ein gefüllter Beutel. Jetzt legte er den Beutel vor sich hin auf den Pelz und leerte ihn mit einer jähen Geste. Ein ganzer Haufen Silbermünzen kollerte klingend daraus hervor. Fünfkronenstücke und Gulden. Lange, sehr lange betrachtete er das Geld, während er unverständliche Worte vor sich hin murmelte.

Ich konnte den Alten gut beobachten, weil die Lampe sein Gesicht von der Seite erhellte. Sein Haar fiel ihm, aus dem Verband hervorbaumelnd, über die Augen, seine schmale Schnabelnase hob sich im ungewissen Licht scharf ab, und seine kleinen, schwarzen Äuglein besehen mit verschlagenem Ausdruck das Geld. Von diesem Beutel und dem Silbergeld hatte ich schon früher einiges durch meine Großmutter erfahren, aber auch sie wußte nicht mehr, als daß der Alte ihn auf seiner Brust trug und eifersüchtig vor jedermann verbarg. An den Sonntagmorgen, an welchen es seine Gewohnheit war, sich bis zum Gürtel zu waschen, jagte er alle aus dem Vorderhaus und schloß sich ein, damit niemand den Beutel sähe, wenn er ihn herunternahm. Über dieses Geld waren vielerlei Geschichten im Umlauf, und niemand wußte, wie stark die Summe war. Vor Jahren hatte es sich ereignet, daß der Alte — von einem Markt aus Nagymihály heimkehrend — den Beutel in seiner Zerstreuung in den Ärmel seiner Jacke steckte und, als er daheim angelangt war, nicht mehr vorfand. Er brüllte erbittert auf, warf sich gleich wieder aufs Pferd und raste aus dem Dorf wie

der Wind! Bald darauf erblickte er im Graben neben der Landstraße einen Wanderburschen, der gerade friedlich das gefundene Geld zählte. Der Alte sprang ab, nahm das Geld an sich und verabreichte dem Burschen gleich dort im Stehen einige Ohrfeigen. Nicht ein Gulden fehlte.

Und jetzt glänzten diese geheimnisvollen Münzen im gelben Licht der Lampe.

Der Oberkosak starrte sie an, mit einem langen, schweren Blick. In gewissen Pausen brummte und seufzte er. Ich achtete mit angehaltenem Atem auf alle seine Bewegungen.

Nach einer geraumen Weile regte er sich und holte aus dem Ärmel seiner Jacke eine verkorkte Flasche und ein Stück Zeug hervor. Er nahm behutsam einen Gulden auf, träufelte aus der Flasche irgend eine weiße Flüssigkeit darauf und begann ihn mit dem Zeug zu reiben, mit großer Geschwindigkeit. Nach kurzer Zeit hielt er das Geld vor die Lampe: Das Guldenstück sprühte und glitzerte.

Das währte weiß Gott wie lange. Der Oberkosak holte der Reihe nach die Fünfkronenstücke und Gulden hervor, rieb sie und legte sie dann zurück in den Beutel. Vorher spuckte er aber darauf, damit sich das Geld auch vermehre. Manchmal seufzte er unwillkürlich auf, während sein verbundener Schädel erbehte:

„Ho, ho . . . schwer ist das Los der Armen . . .“

Ich konnte es nicht bis zu Ende abwarten und schlief wieder ein. Aber über das, was ich in dieser Nacht gesehen hatte, wagte ich zu niemandem zu sprechen.

Am nächsten und am folgenden Tage war das Haus wieder voll. Die Kosaken berieten. Es handelte sich um irgendeine neue Unternehmung. Und am dritten Tage brachen sie mit dem ersten Hahenschrei mit dreißig Wagen auf und rasselten unter großem Lärm und Geklirr aus dem Dorfe. Den ersten Wagen lenkte der Oberkosak, denn auch diesmal führte er die Unternehmung.

Es verstrichen mindestens zwei Monate, bis sie wieder heimfanden. Natürlich unter dröhnendem Gesang. Wie gewöhnlich.

Während dieser Zeit hatten die Kosaken, wie wir später erfuhren, ununterbrochen gefuhrwerkt. Denn sie verrieten ihre Pläne niemals vor Beginn der Ausführung, damit niemand sie durchkreuzen könne. Auch diesmal hatten sie das Dorf so geheimnisvoll verlassen wie gewöhnlich. Aber auch von dieser Unternehmung gelang es uns, manches zu erfahren.

In diesen zwei späten Wintermonaten übernahmen die Kosaken schweren Fuhrwerkerdienst von Ujhely bis Szürnyeg. Auf dem Gipfel des Szürnyeger Berges hatte irgendeine alte gichtbrüchige Gräfin vor drei Jahren ein Schloß aufgebaut. Sie selbst lebte in Wien und sah sich das Schloß erst dann an, als es schon fast unter Dach stand. Da sie aber keinen Gefallen daran fand, befahl sie in ihrem großen Zorn, man solle das Ganze wieder abtragen und von neuem damit beginnen, aber diesmal so, wie sie es wollte. Zwar hieß es, daß die Gräfin nicht ganz richtig im Kopfe sei, aber sie hatte es befohlen, und so mußte es ausgeführt werden. Sie gab harten Befehl an die Baumeister, daß sie alle ins Burgverlies stecken werde, wenn das neue Schloß nicht binnen zwei Jahren auf dem Hügel stand. Die Baumeister machten sich darauf in kopfloser Hast über die neuen Pläne; da es jedoch gerade bärenkalt war, fanden sie keine Fuhrleute, die sich bereit gefunden hätten, die ungewöhnlich lange Strecke zu fahren. Nun, wenn sich keine fanden, die Kosaken waren da! Sie hörten von der Sache, noch während sie in den Wäldern der Verhovina mit den Baumstämmen rangen, und eine Woche später knirschten ihre schmalen Wagen bereits über die schneeverwehte Landstraße von Ujhely bis Szürnyeg. Und kämpfend mit dem Sturm und mit der Kälte, trabten ihre mageren Pferdchen von früh bis spät emsig vor den mit Ziegeln beladenen Wagen.

In dieser Zeit kam selten eine Nachricht von den Kosaken. Manchmal erzählte irgendein verirrter Wanderer, er habe sie gesehen, wie sie neben ihren Wagen daherstampften und während sie die dampfenden Pferdchen bitter antrieben, ihre Lammfellhandschuhe zusammenschlugen in der Kälte. In einem anderen Falle machten sie mit etwa sechs Wagen vor dem Wirtshaus in Belest halt und begannen mit den Slovakenburschen zu raufen. Aber das waren eher sagenhafte Gerüchte.

Inzwischen begann auf der Ebene der Latorca der Frühlingwind aufzuwachen.

Auf einmal — von einem Tage zum anderen — sprangen die Wildwasser auf und glänzten wie Spiegelflächen in der Sonne. Die runden Wäldchen auf den runden Hügeln nahmen eine staumig-gelbe Farbe an, und die fernen Berge erhielten blaue Streifen. Über dem Kirchturm kreifte lange ein Storchpaar.

Die drei Esikosburschen des Oberkosaken trieben beim ersten wärmeren Wind die Herde auf die Ebene von Nezepest hinaus, während sie mit ihren Hekpeitschen knallten. Das Dorf atmete auf, und die Menschen in den Höfen und in den Gärten begannen sich zu regen. Und sie überfluteten die Wiesen wie die Ameisen.

Auch um meinen Großvater, den Zimmermann, wurden die Wirtschaftshöfe lebendig. Fuhrwerke rasselten schon im ersten Morgen grauen hinaus, Pflüge und Eggen klirrten auf der Brücke, und auf den welligen Hügelhängen und zwischen den Wäldchen wurde mit dem Pflügen begonnen.

Es war Frühling! Frühling!

Nach Schulschluß liefen wir mit Bandi, Brugos Sohn, in den gräßlichen Garten. Wir jagten einander barfuß im duftenden Gras, durchforschten die vorjährigen Verstecke der Sträucher, Wege und Ecken und stöberten die neben der Kapelle liegenden Keller auf, in welchen,

ebenso wie in der Kapelle, Gespenster umgingen, wenn hinter den fernen Hunnenhügeln der gelbliche Mond aufging und sein Leuchten über die blonden Wände der Tennen und Speicher strich. Manchmal erschreckte uns der Verwalter, wenn er mit rückwärts verschränkten Armen, vor sich hinsinnend, auf einem der Gartenwege daherkam. Er beobachtete uns mit zusammengekniffenen Augen und drohte:

„Was treibt ihr da, he?“

Dann schlugen wir uns ängstlich in den nächsten Strauch und liefen atemlos in die Richtung des Glashauses.

Denn Brugos war immer auf dem Posten, und wehe dem, den er zur Rede stellte. Alle zitterten vor ihm, denn er schindete alle.

Er war ein niederer, beleibter Mensch mit einem Vollmondgesicht und nadelspitz ausgezwirbeltem Schnurrbart. Sein Bauch war so groß, daß er seine eigenen Stiefel nicht sehen konnte, und die Dienstleute erzählten, daß er ihn mit einem Strick aufband, um sich bewegen zu können. Jedes zweite Jahr wurde der Bauch von den Ärzten in Ujhely aufgeschnitten, um den vielen Speck herauszuholen. Vor etwa zehn Jahren hatte er seine Schafherde verkauft, die er, gerüchtweise, vom Grafen allmählich zusammengestohlen hatte, und von da an trug er den Kaufpreis der Schafe — vierzehntausend Gulden — stets bei sich in seiner Rocktasche in einer ziegenledernen Börse. Er hatte auch ein Notizbuch mit Ledereinband, und wenn er dieses Büchlein und den Bleistift einmal hervorholte, war Gefahr im Anzuge. Er sah weiter als ein Adler und erkannte die Knechte auf unglaubliche Entfernung hin, wenn er seine schläfrigen Blicke über die Gegend schweifen ließ. Obwohl er immer blinzelte wie ein Kurzsichtiger. Wenn er bemerkte, daß irgendein Tagelöhnerweib im Graben des Wiesenpfades Nesseln mähte, die ja doch niemandem nütze waren, ließ der alte Schinder den Wagen anhalten und sagte mit sanfter Güte zu dem Weib:

„Was treiben Sie denn da, Seelchen?“

„Diese paar Nesseln pflücke ich, gnädiger Herr . . .“

Der Alte kramte auch schon das Büchlein und den Bleistift hervor. Das arme Weib begann zu jammern.

„Gnädiger Herr, ich will es nicht mehr tun“, und kniete vor ihm nieder.

Brugos achtete nicht mehr auf sie. Er befeuchtete den Bleistift, kritzelte etwas in das Notizbuch und fügte gütig hinzu:

„Dafür werden fünf Gulden von der Kommentation abgezogen. Vorwärts, Mathias!“

Mein Großvater erzählte, daß einer seiner Feinde ihm einmal von Pataf oder sonstwo her per Geldanweisung einen Heller geschickt habe. Brugos war keineswegs erbost, sondern winkte den Tagknecht zu sich und übergab ihm die Anweisung:

„Lauf mal auf die Post und hole mir das Geld.“

So ein Mensch war noch nicht geboren, der ihn aus dem Gleichgewicht bringen konnte. Viele haßten ihn, am meisten natürlich die Kosaken, die sich jetzt zur großen Abrechnung wider ihn rüsteten. Seit Jahren loderte dieser Haß zwischen ihnen. Obgleich es wahrscheinlich schien, daß Brugos um all ihre Pläne wußte. Wenn nicht anders: durch Witterung.

Nur ein einziger bildete eine Ausnahme: mein Großvater, der berühmte Zimmermann.

Jetzt, als es Frühling wurde und die Wälder zu treiben begannen, sah man die zwei fast immer beisammen. Entweder fuhren sie mit der Bricfka* auf die Felder hinaus, oder sie gingen auf den Pfaden des gräflichen Gartens auf und ab, beide mit rückwärts verschränkten Armen. Mein Großvater ging meist einen halben Schritt neben Brugos, mit abgezogenem Hute, während seine grauen Haare um seine klare Stirne spielten. Immer führten sie ernste Gespräche. Ein andermal

* zweirädriger Landwagen.

untersuchten sie die große Zenne, deren Dach mein Großvater mit seinem Sohne und den übrigen Zimmerleuten erneuern sollte.

Die Kosaken waren noch immer nicht zurück. Ruhe lag über der Gegend.

Aber diese Ruhe war nur scheinbar.

Einmal belauschte ich auf dem Gartenwege meinen Großvater, wie er Brugos bat:

„Wir alle sind Menschen, gnädiger Herr. Entziehen wir den Armen nicht unsere Hand: Wir müssen ja alle einmal sterben, und auf der anderen Welt wird man von uns allen in gleicher Weise Rechenschaft fordern . . .“

Der Verwalter war, ganz gegen seine Gewohnheit, nervös:

„Ich kann es nicht tun, Balogh, ich kann es nicht tun. Wenn sie mich um Verzeihung bäten, wie sich's gehört . . .“

„Und sie sind dennoch gute Menschen, gnädiger Herr, nur etwas leidenschaftlich. Aber das kommt vom schweren Leben.“

„Möglich, Balogh, möglich“, erwiderte der Verwalter. „Aber sie drohen noch. Und ich dulde keinerlei Unverschämtheit!“

Sie bogen in einen Seitenpfad ein. Ich eilte in die Richtung des Schlosses davon.

Denn ich war häufig zu Besuch bei den Verwalterleuten, mit Ausnahme der Winterszeit, wenn der Schnee die Wege verwehte. Vandi ging mit mir in eine Klasse, und an den Nachmittagen, wenn wir die Bücher bereits fortgelegt hatten, spielten wir miteinander. Denn mein Kamerad war etwas schwer von Begriff, und seine Mutter, eine Frau, die beim Gehen watschelte wie eine Ente, hatte mich schon im vergangenen Jahr gebeten, ihm beim Lernen etwas zu helfen. Wir machten uns in den meisten Fällen nicht allzu großes Kopfzerbrechen und liefen nach dem Kaffee — eins — zwei — drei! — in den Garten hinaus. Erst spät abends kamen wir heim.

Der Verwalter hatte auch eine Tochter, sie war schon ein großes Fräulein. Sie hieß Emmi.

Sie war schön. Sehr schön.

Ich erinnere mich an ihr leicht aufgestecktes Haar, ihre winzigen Schuhe, ihren süßen Mund noch so, als stünde ich — zwanzig und noch ein paar Jahre von mir werfend — wieder auf jener alten Veranda, als säße Fräulein Emmi im geflochtenen Korbsessel und lächelte beim Lesen oder während der Handarbeit vor sich hin. Oder sie wird unerwartet traurig, und dann hält sie das Köpfchen ein wenig schief. Manchmal blickt sie auf, und wenn sie mich sieht, spricht sie mich freundlich an:

„Hänschen, im Mai gehen wir wieder auf die Wiese hinaus malen. Nicht wahr, du wirst mein Ritter sein?“

Ich wußte damals noch nicht, was es bedeutet, der Ritter eines so schönen Fräuleins zu sein, aber ihre Aufforderung tat mir wohl.

„Jawohl, Fräulein Emmi, ich werde Ihr Ritter sein“, sagte ich und schämte mich dabei.

Darüber lachte sie nun sehr, aber auch ihr Lachen tat mir gut. Denn ich wußte, daß Fräulein Emmi mich gern hatte.

Manchmal ging sie die Flucht der Zimmer entlang oder über die Gartenwege, und ich sah ihr beglückt nach. Ich war glücklich, wenn ich sie sah. Sie beugte sich hier und dort über ein Blumenbeet, und ich vernahm wieder ihre süße Stimme:

„Hänschen, komm her. Ich geb' dir eine Blume.“

Ich lief ihr nach. Sie steckte mir die Blume auf den Hut und streichelte mit ihrer kleinen Hand mein Gesicht. Ich errötete und senkte den Kopf. Dann kniete sie vor mir nieder, nahm mein Gesicht in beide Hände, und ich mußte ihr in die Augen sehen. Ich erinnere mich, oh, ich erinnere mich, als kniete sie auch jetzt vor mir und streichelte mich still mit ihren weichen Händchen. Ihr eines Auge war schwarz, das andere

bläulich. Und sie hielt mich so lange in ihren Händen, bis auf ihren langen Wimpern Tränen glitzerten:

„Hänschen, hast du mich lieb?“

„Ich habe Sie sehr lieb, Fräulein Emmi.“

Sie tat mir leid. Denn sie mochte irgendeinen geheimen Kummer haben, wie der Oberkosa. Aber ich verstand das damals noch nicht.

Dann nahm sie mich bei der Hand und führte mich durch die versteckten Winkel des Gartens oder zum Schlosse, in welchem sie wohnte.

Sie stehen noch heute, diese Gärten und jene Schlösser! Ihre Türme sind rot, Efeu schlingt sich um ihre Mauern, blutrote Rosen leuchten auf den Glaswänden ihrer Terrassen, und diese blutroten Aufgänge brennen durch eine der Lichtungen des Gartens, lockend bis in die neblige Ferne. Pappeln und Birken bewachen diese Schlösser gleich überirdischen Grenadieren, und wenn der November da ist, raschelt der Wind mit den Blättern an den Ecken der Schlösser oder in den verlassenem Irrwegen ihrer Gärten. Melancholie liegt in den Verstecken der Gärten, und auf ihren schiefen Steinmauern hocken Gespenster, wenn die bleiche Mondsichel niederfällt am Himmel. Und inmitten dieser raschelnden Blätter, auf den vielverschlungenen Wegen geht in ihrer stillen, traurigen Weise, während die Speicher des Wirtschaftshofes im Mondlicht glänzen, vielleicht noch heute Fräulein Emmi auf und ab. Ihr großes Töchterchen vielleicht . . . Was weiß ich davon? . . . Ich schaue nach fünfundzwanzig Jahren auf diese alten Schlösser zurück . . . Mein Gott, ich werde sie niemals sehen dürfen!

Es war Frühling . . . Ruhe lag über der Gegend . . .

Aber auch diese Ruhe nahm ein unerwartetes Ende. Denn eines Tages tauchten die Kosaken auf.

Sie kamen mit unbändigem Gesang und weit ausholenden Gebärden. Sie brachten viel Geld mit und saßen daher zurückgelehnt,

gebläht vor Stolz auf ihren Wagen, während sie mit ihren wagemutigen Liedern und großem Rädergerassel in das Dorf rollten.

Sie näherten sich aus der Richtung des Szürnyeger Berges in einer großen Staubwolke. Ich stand gerade auf der Seite des Szentivány-Muggels zwischen kleinen Birken. Mein Großvater, der Zimmermann, stand weiter oben auf dem Hügel und schaute über die Gegend. So selbstbewußt wie ein König.

Gegenüber, in größerer Entfernung, stand, auf dem Muggel von Hardics, Brugos. Er hielt die Handfläche über die Augen, denn die Vormittagssonne fiel grell. Der Verwalter sah lange in südliche Richtung. Er wurde auf eine ferne Staubwolke aufmerksam.

Und aus der Staubwolke, die sich mit Windeseile dem Dorfe näherte, scholl auf einmal Rädergerassel und darauf ein kriegsgesangsähnliches Lied. Mein Großvater seufzte auf:

„Sie kommen . . .“

Brugos stand unbeweglich auf dem anderen Hügel und lauschte auf das Lied, das sich gegen das Dorf entfernte. Der Staub, den die Kosaken aufwirbelten, stieg schon über die Höhe der Pappeln hinaus.

Mein Großvater nahm den Hut ab und faltete die Hände, als betete er.



Raum waren die Kosaken von ihrer großen Unternehmung zurück, eilten sie schon wieder fort. In alle Windrichtungen.

Aber jetzt gingen die kleineren Gruppen los. Georg Bajda zog in die Wälder von Lazonny mit dem Bemerken, daß er sich einige Wochen nicht zeigen werde. Auch mein Vater eilte heim. Die übrigen übernahmen eine schwere Arbeit bei der Bahn, andere verteilten sich auf ihre kleinen Äcker. Wer weiß wohin.

Immer arbeiteten sie. Und obgleich sie, dem Gerücht zufolge, leghin geldbeladen angekommen waren, verschwanden sie wieder nach zwei-, dreitägiger Rast. Sie waren immer in Eile, um etwas zu sparen. Es war, als hegte sie die Furcht und Sorge, daß sie auf ihre alten Tage Not leiden müßten.

Nur der Oberkosak blieb daheim. Aber auch er fand keine Ruhe.

Er stampfte zornig um das Haus oder machte sich im Stalle zu schaffen und brummte. Er war nie zufrieden, und darum murrte er ohne Unterlaß. Möglich, daß er mit seiner rastlosen Beweglichkeit nur seine unruhigen Leidenschaften verdecken wollte. Oder er sprang aufs Pferd und ritt zur Herde hinaus, dann blieb er tagelang fort. Er verbrachte seine Nächte auf der Ebene von Mezpest, während er sich rücklings auf seinem Pelz ausstreckte, die Arme hinter dem Kopfe verschränkend. Er konnte so bis zum frühen Morgen die Sterne beobachten.

Aber an den Samstagabenden tauchte er immer auf, denn dann kamen die Kosaken von der wöchentlichen Arbeit heim. Unser Vorderhaus war auch jetzt ihr Hauptlager. Aber von jetzt an zahlte der Oberkosak seine Leute persönlich aus, sich selbst den doppelten Lohn zurückbehaltend. Danach tranken die Kosaken.

Aber sie gebärdeten sich schon ruhiger. Vielleicht, weil sie vor der Absicht des Oberkosaken erschrafen, oder aber, weil sie schon auf alles gefaßt waren.

Ich beobachtete sie aus dem Bett.

Draußen lag die Nacht von Dämmerungen durchweht, und von den Erddämpfen zogen Schatten über das Dorf hinweg in gespenstischem Schweben. Die Kosaken sprachen leise, mit großen Pausen. Sie klagten nicht und drohten nicht mehr. Dafür erwähnten sie das große Unglück des Antal Turbis, der um diese Zeit bereits im Hospital lag, ein lebendiger Toter. Denn seine Frau hatte ihn so lange heimgesucht, bis er gegen Ende des Frühlings den Verstand verlor. Obgleich er nie die Absicht hatte, ein neues Weib zu nehmen und die beiden Waisen sehr, sehr betreute. Und doch mußte man ihn eines Tages mit einem Wagen fortschaffen, und die Kosaken nahmen die zwei Kinder zu sich. Denn sie waren sparsame Leute, die Armen, solange sie auf dieser Erde lebten, aber sie hatten viel Liebe im Herzen. Und da der Oberkosak ihnen immer Einigkeit predigte, verließen sie einander nicht im Unglück. Sie sprachen über das armselige Schicksal Antals an diesen Samstagabenden, und der Oberkosak erzählte mit viel Bitterkeit, daß es mit dem armen Teufel nunmehr zu Ende gehe. Er war lezthm in die Stadt geritten und hatte ihn im Hospital besucht, und Antal Turbis klagte ihm flüsternd, daß er sich vor den Mächten fürchte, denn dann tanzten viele Teufel unter den Fenstern des Krankenhauses, und während sie mit eingerollten Schweifen in einem Knäuel hüpfen, riefen sie ihm immer zu: Komm doch! komm doch! . . . Aber dieses entseßliche

Locken vernähme im ganzen Krankenhaus nur Antal Turbis und sonst niemand.

Da nun von übernatürlichen Dingen die Rede war, entfernten sich auch die Kosaken immer mehr vom wirklichen Leben. Und wie es näher auf Mitternacht zuing, schweiften sie immer mehr auf unbekannte Gegenden ab, an die die Menschen glauben, besonders wenn sie arm sind. Sie erschauern vor der großen Fremde, aber sie hoffen, daß sich drüben alles zum Besseren wenden werde, und dieser Glaube erfüllt sie mit Frieden. Die Kosaken wußten seltsame Fälle über gestorbene Geometer, die in Gestalt von tanzenden Flammen über den Sümpfen des Medvec ihr Wesen trieben, weil sie vor hundert Jahren bei der großen Erdvermessung das Volk zugunsten der Herren betrogen hatten; nun hatte sie das arme Volk verflucht, und seither irren ihre Seelen über den weglosen Tiefen der Sümpfe und locken einsame nächtliche Wanderer mit ihren Lampen in fürchterliche Abgründe, während sie scherzend immer wieder rufen: Komm . . . komm . . .

Erschrocken lauschte ich unter der Decke, und das Gruseln lief mir über den Rücken. Der Qualm war dick, die Kosaken tranken. Nach längerem Schweigen begann Andreas Pikor:

„Ich habe mich einmal mit so 'nem Geometer geohrfeigt, daß sie der Teufel reite . . .“

Die Kosaken lauschten, rauchend, mit gesenkten Köpfen. Andreas Pikor fuhr fort:

„Das war so, daß ich vor etwa fünfzehn Jahren aus dem Walde von Abara eine Fuhre Holz führte. Es war ein regnerischer Herbst, ich wurde von der Dunkelheit überrascht. Wir überquerten noch beizeiten die Latorca-Brücke, aber am diesseitigen Ufer war es schon finster wie in einem Sack. Mein Knecht war mit mir, und ich sage zu ihm: Gehen wir nur tapfer los. Nun, wir gingen auch los, aber es war schon so spät, daß man kaum mehr den Hintern der Pferde sehen konnte. Wie

wir in das Köhricht der Medvec hineingerieten, schlingerte der Weg, und der Kot reichte bis an unsere Knie. Da sehe ich, daß die Geometer links sowohl als rechts mit ihren Lampen herumhüpfen. Einmal laufen sie bis hinüber zur Grenze von Mezpest, dann wieder leuchten sie gerade vor der Nase der Pferde. Ich gab nicht viel auf sie, obgleich sie mich immerfort lockten; aber da fällt plötzlich die Achsenspelle heraus, das eine Hinterrad fällt ab und der Wagen senkt sich nach dem Hinterteil. Na, ich fluchte nicht schlecht, was wir jetzt in dieser Finsternis beginnen sollten. Wie ich nun absteige und im Dreck stehend mich hinter den Ohren kraule, mich fragend, wo die verdammte Spelle wohl zu finden wäre, da springt der eine Geometer gerade vor die Pferde und ruft immerfort: Komm... komm... In meinem großen Ärger rufe ich ihm zu: Ich gehe schon, du Gaunerseele, vorerst aber leuchte hierher, denn ich sehe das Rad nicht. Und auf einmal springt eine der Lampen zum Wagenende; aber ich konnte vor ihrem Glanze den Geometer nicht sehen. Nachdem wir das Rad aus dem Kot gezogen hatten und auch die Spelle zum Vorschein kam, hebe ich unter großem Schwitzen den Hinterteil des Wagens, und der Knecht plagt sich mit der Spelle ab. Ich ächze nur so wie ein Hund unter dem Gewicht, und der Geometer ruft nur in einem fort: Komm... komm... Ich werde wütend, da er mich nicht in Ruhe läßt, und rufe ihm zu: Hebe dich fort, sonst tret' ich dir gleich vor den Sigknollen... Da gibt er mir im gleichen Moment eine Ohrfeige, daß ich unter den Wagen fiel. Ich raffe mich auf auf, von oben bis unten kotig, um das Schwein in den Bauch zu treten, aber da tänzte er mit seiner Lampe schon über die Wiesen von Kasz... So war es."

Die Kosaken schwiegen und sahen mit zusammengekniffenen Augen vor sich hin oder auf den rot glimmenden Docht der Lampe. Aber da regte sich auf der Ofenbank Joseph Paczal und nahm die Pfeife, die keinen Stiel hatte, aus dem Mund:

„Auch ich begegnete einmal einem Gespenst. Ich komme da nachts vom Imreg heim, der Mond leuchtete schön. Wie ich gerade

zwischen Mezpest und Abara bin, gerät mir auf der Wiese eine Kuh in den Weg, eine Kuh sage ich euch! Ihr Kopf war in Mezpest und ihr Hinterteil reichte bis Abara. Wie lang sie war, meint ihr? Eineinhalb Kilometer . . . Was rede ich da! Mindestens drei."

Joseph Paczal schluckte einmal und lehnte seinen Rücken an den Kamin. Die Kosaken betrachteten ihn seltsam: Es entstand eine Pause. Das Gesicht des Oberkosaken, der auch jetzt am Ehrenplatz saß, lief feuerrot an, und er hieb auf den Tisch:

"Du lügst, du lügst, gottloser Halunke! Aber du wirst dein Leben so ein Schmutzstink bleiben!"

Joseph Paczal lehnte sich mit übergeschlagenen Beinen an den Kamin und begann leise zu wiehern.

An den Samstagabenden saßen die Kosaken beisammen, aber am ersten Morgen der Woche verschwanden sie wieder aus dem Dorf. Georg Bajda hatten wir seit langem nicht mehr gesehen, und auch mein Vater war verschollen.

Der Oberkosak hielt sich größtenteils daheim auf, aber auch er verschwand von Zeit zu Zeit. Oft sahen wir ihn tagelang nicht, dann zeigte er sich wieder. Ein-, zweimal behielt er auch Joseph Paczal zum Essen bei sich. Der Alte aß dann am Kopfende des Tisches, zumeist weichgekochte Pilze, der abgerissene Barfüßler hingegen löffelte auf der Ofenbank den Bohnenbrei. Nach dem Essen streichelte er sich den Bauch:

"Na, jetzt bin ich voll wie eine Trommel."

Dann verschwanden beide.

Inzwischen wurde es Frühling, und das Dorf war tagsüber leer wie ein Friedhof. Alles war auf den Äckern beschäftigt, nur die ganz kleinen Kinder spielten im Staub, und in den Vorhöfen saßen ganz alte, verrunzelte Weiblein und beaufsichtigten die Kleinen. Über den zwei Kirchtürmen kreisten den ganzen Tag Störche, und die ganze Gegend blühte auf.

Mein Großvater begleitete manchmal Brugos auf seinem Gang, oder er hielt sich in der Ecke des Wirtschaftshofes auf, wo seine Gefellen die Arbeit bereits begonnen hatten. Manchmal stieg auch er aufs Dach hinauf mit der Art in der Hand, schnitzte an den Balken herum oder nahm Maße mit dem Zollstock, und die Zimmerleute lauschten seinen ernstesten Anweisungen sehr aufmerksam. Ich sah ihnen stundenlang zu, wo sie oben mit leisem Gang arbeiteten. Mein Onkel war ihr Vorarbeiter.

Am liebsten jedoch spielte ich mit Bändi im gräßlichen Garten. Nach der Schule spielten wir auf den viel gewundenen Wegen barfuß das Pferdchenspiel, sprangen über den schwachgrünen Rasen oder spielten hinter dem Glashaus und über den alten Kellergewölben in den Winkeln des Fichtengehölzes Verstecken. Das waren zerfallene Keller, aber Andreas Pikor wußte von ihnen, daß jenseits der zerbröckelten Kellermünder, fünfzig Schritte weiter drinnen, zweihundertjährige Weine reiften in ihrer eigenen Haut. Der arme Rakoczi hatte sie hier vergessen, als er vor den Österreichern gegen Polen floh oder vielleicht der König Matthias: Er wußte es selbst nicht mehr genau. Aber es war Tatsache, daß in der unterirdischen Feuchtigkeit die Dauben vom Weine heruntergefaut waren und der Wein selbst sich im Laufe der vielen Jahre zu Mus verdichtet hatte, so daß man ihn nur mehr mit dem Löffel zertheilen konnte. Andreas Pikor hatte in ganz jungen Jahren auch mal drei Löffel von einem Weine gekostet und war davon eineinhalb Wochen hindurch betrunken gewesen.

Andreas Pikor wußte im allgemeinen viel von vergangenen Tagen. Er erzählte mehrmals, daß in der westlichen Ecke des Gartens Goldmünzen vergraben lägen, in einem großen Kessel. Vor langer, sehr langer Zeit hatte er in einer Georginacht gesehen, daß in jener Ecke des Gartens eine gelbe Flamme hochzüngelte, und wußte gleich, daß der Teufel seinen Hintern dreimal gegen den Deckel des Kessels geschlagen

hatte. Davon kamen die Flammen. Er säumte auch nicht lange, sondern besprach sich mit Georg Bajda und mit meinem Vater, sie waren noch junge Bürschlein damals, ebenso mit dem unglückseligen Antal Turbis und mit Joseph Handura; sie versorgten sich mit Harken und Grabschaufeln und begannen, unter dem Schutze der Nacht, geheim zu graben. Sie gruben auch schon vier Nächte lang. Andreas Pifor hatte seine Hacke auch bereits im Kesselgriff verankert, sie schwikten zu fünf wie die Hunde; aber Antal Turbis entfuhr inmitten der großen Anstrengung ein Fluch, der gegen den heiligen Nepomuk gerichtet war, worauf der Kessel mit einem ohrenbetäubenden Knall bis in den Mittelpunkt der Erde hinabfuhr. Andreas Pifor langte darauf in seinem Zorn Turbis ein paar hinter die Ohren, daß er sich dreimal überschlug. Aber der ungeheure Schatz war daraufhin futsch.

Auch andere seltsame Dinge geschahen im gräflichen Garten. Im rückwärtigen Ende des Gartens stand ein wahrer Wald schweigend, und dort, im tiefsten Dunkel der Bäume, hing auf dem Stamm einer uralten Esche ein Marienbild. Durch das Unterholz trippelnde Dienstmägde schlugen ein Kreuz, wenn ihr Weg hier vorüberführte, und entfernten sich eilig aus der Dämmerung dieses schweigenden Platzes. Denn in der Gegend des Marienbildes erschien sowohl um Mitternacht wie auch oft am helllichten Tage die tote Tochter eines früheren Verwalters, während sie, auf bloßen Füßen kniend, zum Heiligenbild aufsaß. Ihr Seidenhaar reichte bis zur Erde hinab. Das arme Fräulein machte stumm die Kreuzeszeichen und betete mit schweigendem Mund. Das war Wahrheit, unbedingte Wahrheit: Auch meine Mutter hatte das unglückliche Mädchen einmal gesehen, die vor sechzig Jahren irgendeinen jungen Förster sehr geliebt hatte, da jedoch der Vater nicht in die Ehe einwilligen wollte, ging das Mädchen in die Latorca und ertrank. Das Grab stand noch am Friedhofshügel, und das arme Geschöpf erschien immer noch, um zu beten in seiner großen Ruhelosigkeit.

Vor diesem dunkel bewaldeten Teil des Gartens hatten wir große Angst, und wenn an hellen Mittagen ein langgezogener, unverständlicher Schrei aus der Richtung der alten Esche herüberklang, flüchteten wir kopflos zum Glashaus oder in das Schloß.

Ein-, zweimal bemerkte uns der Verwalter bei unserer Flucht, und dann rief er uns heiser an:

„Was treibt ihr dort, he?“

Das geschah meistens an den frühen Nachmittagen. Um diese Zeit pflegte Brugos sein Mittagbrot zu beenden, und es war seine Gewohnheit, nach Tisch eine halbe Hand voll Tabak aus seiner allerlängsten Pfeife zu rauchen. Er lehnte sich mit den Ellenbogen über den Zaun, die Pfeife reichte darüber hinaus bis zum Straßengraben, und der Verwalter winkte — da er den Pfeifenkopf mit dem Arm nicht erreichen konnte — eines der Kinder zu sich. Manchmal mich selbst:

„Komm einmal her, du Betjar, und stecke mir die Pfeife an!“

Vor Brugos hatten wir immer Angst. Aber er begann uns freundlich zu locken:

„Du kriegst einen Kreuzer, wenn du sie ansteckst.“

Auf das Zureden schlich ich näher. Der Alte reichte mir die Streichholzschachtel, und ich steckte die Pfeife an. Erst bat er die Streichhölzer zurück, dann, während er dicken Qualm hervorpaffte, meinte er, ich solle mich zum Pfeifenkopf stellen und hineingucken. Ich guckte hinein.

Brugos fragte darauf:

„Willst du den Kreuzer?“

„Jawohl“, sagte ich arglos.

Der Alte blies darauf in den Stiel, und ich mußte auf einmal so viel Rauch schlucken, daß ich zu niesen begann. Brugos rannen die Tränen vor Vergnügen herab, und aus seinem aufgesperrten Munde sahen die schwarzgelöcherten Zähne hervor:

„Hier hast du den Kreuzer, schlucke ihn!“

Und er lachte so lange, bis seine kleinen Äuglein in seinem Vollmondgesicht ganz verschwanden. Dann schnaufte er blinzeln, wie ein schläfriger alter Röter.

Diesen Scherz trieb er oft mit uns, aber den Kreuzer erhielten wir niemals.

Dann, wenn er mit der großen Pfeife zu Ende war, watschelte er von dannen. Sein vorhängender Bauch verdeckte seine Füße, und daher konnte er sich nur ruckweise bewegen. Möglich jedoch, daß ihn auch der Strick hinderte, mit welchem sein Bauch angebunden war.

Um die Kaffeezeit lernte ich mit Bandi neben der Veranda. Aber mehr als die Bücher interessierte mich das Butterbrot und der Kaffee, den uns Fräulein Emmi in geblümten Tassen herausbrachte. Ihre zerbrechliche Gestalt neigte sich halb aus der Thür, und sie rief uns mit sanfter Stimme:

„Kommt herein, Jungen. Eure Tasse ist fertig.“

Diese gläserne Veranda, die mit leuchtenden Rosen bedeckt war, bis zum Dach hinauf, begleitet mich noch heute als Erinnerung, wenn ich aus der großen Ferne der Zeit auf sie zurückblicke... Auch im Winter lag sie im Sonnenschein. Und wenn der Sommer heiß sprühte, drangen durch den Teppich der Schlingrosen nur wenige Lichtflecke hinein und tanzten auf den Wänden oder den Decken. Fräulein Emmi, deren Schönheit mich mit Bewunderung erfüllte, saß strickend in einem geflochtenen Sessel. Manchmal las sie auch. Ein Buch oder eine Zeitung. Ihr Fuß, wenn er manchmal unter dem grauen Röckchen hervorlugte, war so klein, daß er in meiner Hand Platz gehabt hätte.

Wenn wir mit dem Kaffee fertig waren, winkte sie mich gewöhnlich zu sich: „Setz dich mal her, Hänschen. Hierher, auf diesen kleinen Stuhl.“

Ich setzte mich zu ihren Füßen nieder und betrachtete sie. Ich erbehte, wenn sie mich ansah.

Einmal fragte sie mich:

„Nicht wahr, dein Großvater, der Oberkosaß, ist auf meinen Vater böse?“

Ich sagte nicht ohne Beflemmung:

„Ja, er ist böse . . .“

Sie schwieg. Und nach einer langen Weile gab sie zur Antwort:

„Hier steckt das Unglück, Hänschen. Auch mein Vater ist ein zorniger Mensch“, und sie seufzte. „Das wird kein gutes Ende nehmen.“

Sie dachte nach. Später beugte sie sich über ihre Handarbeit:

„Die Menschen sind schlecht, Hänschen. Es wäre besser, immer ein Kind zu bleiben . . .“

Sie versuchte, ein kleines Lied zu summen: Als hätte sie meine Anwesenheit vergessen. Ich sah sie unentwegt an.

„Fährst auch du im Herbst ins Kollegium?“ fragte sie dann.

„Ich weiß es nicht, Fräulein Emmi“, sagte ich traurig. „Meine Mutter wünscht es; aber dazu wäre viel Geld nötig . . .“

Sie beugte sich zu mir und streichelte mich:

„Wir werden es schon irgendwie richten. Du wirst mit Vandi zusammen wohnen. Du hilfst ihm beim Lernen, und wir werden mit Mutter das Schulgeld bezahlen. Aber rede mit niemandem darüber, damit es mein Vater nicht erfährt.“

„Ich werde schweigen, Fräulein Emmi“, und vor Dankbarkeit traten die Tränen in meine Augen.

Sie bemerkte es nicht, denn sie zog aus ihrer Schürzentasche einen kleinen Brief hervor und las ihn mit großer Aufmerksamkeit. Ein unerwartetes Geräusch kam aus der Richtung der Küche, worauf sie den Brief eilig versteckte. Sie sah noch immer nicht auf:

„In einem Monat gehe ich wieder in die Gegend hinaus malen. Du begleitest mich auch jetzt, nicht wahr?“

„Ich gehe immer mit Ihnen. Wird auch der junge Herr Maler dasein?“

Ihr Köpfschen blieb weiter gesenkt:

„Er wird dasein . . .“

„Ist der junge Herr ein Verwandter von Ihnen, Fräulein Emmi?“ fragte ich ungeschickt.

„Sehr entfernt, Hänschen . . . sehr entfernt . . .“

Ein böses, kleines Lächeln zuckte um ihren Mund, und sie sah mich an. Sie erblickte die Tränen in meinen Augen. Sie beugte sich zu mir, umarmte mich:

„Es wird schon irgendwie sein, Hänschen. Ich werde dich nicht vergessen . . . Steh doch ein bißchen auf . . .“

Ich stand auf. Ich war kaum größer, wie sie sitzend. Sie zog mich an sich:

„Nicht wahr, du hast mich lieb?“

„Sehr lieb, Fräulein Emmi“, antwortete ich verlegen. Denn es wurde mir sehr warm dabei.

Sie prüfte meine Augen.

„Nicht wahr, du wirst mich auch dann lieben, wenn . . . wenn ich zufällig recht bald . . . verlassen . . . Wenn ich fortginge . . .“

Ich begriff nicht, was sie wollte. Stockend sagte ich:

„Ich werde Sie immer lieben . . .“

Sie küßte mich. Mein Kopf sank auf ihre kleinen Brüste, mir schwindelte . . . Als sie mich losließ, ging ich schwankend aus der Veranda. Ich sah mich nicht mehr um.

In diesen Tagen lag schläfrige Ruhe über der Gegend, und bei Nacht reichte das Himmelsgewölbe bis zu geheimnisvollen Höhen hinauf, und die Sterne zuckten. Der Oberkosak war seit Tagen verschwunden, und auch die Kosaken hatten sich letzten Sonnabend nicht gezeigt. An den späten Abenden schwebten violette Nebel von den fernen

Gewässern der Labore und Ondava herüber, die hohen Steinmauern der Speicher und Zennen leuchteten gelb zu unseren Fenstern herüber. Der Mond hing verspätet über dem Sumpf.

In diesen drückenden Tagen trat unerwartet ein Ereignis ein, wie es nicht einmal die ältesten Dorfbewohner jäh ähnlich erlebten. Erst wagte man nur flüsternd davon zu sprechen, aber nach zwei, drei Tagen bewunderte man bereits mit einer Mischung von Furcht und Erstaunen den unerbittlichen Mut meines Großvaters, des Kosaken.

Es geschah nämlich, daß der Oberkosak in einer Nacht mit dem Tode raufte. Mindestens eine halbe Stunde lang in einem fort.

Mit dem leibhaftigen, überirdischen Tode.

Das war eine große, eine sehr große Begebenheit... Ich bringe es nicht fertig, darüber zu lächeln, es überkommt mich vielmehr großes Mitleid und Rührung, wenn ich an diese tollkühne Verwegenheit meines Großvaters zurückdenke.

Wir sahen auch damals nicht klar in dieser Sache, und heute taucht dieser Ringkampf meines Großvaters mit dem Tode nur mehr aus dem sagenhaften Nebel vor mir auf. Unter allen Taten des Oberkosaken war das die größte. Damals blieb dieses Ereignis Wochen hindurch das Tagesgespräch der ganzen Gegend.

Aber ich will von vorne beginnen!

Es geschah, daß in einer Nacht zum Sonntag meine Großmutter, die Frau des Oberkosaken, nicht einschlafen konnte. Sie lag schlaflos im Hinterhaus, und ihre müden Gedanken kreisten aller Annahme nach um das armselige Schicksal des Oberkosaken. Es mochte um Mitternacht sein, als sie vernahm, daß die Pferde im Stalle sehr unruhig wurden, ja, eines der Pferde wieherte sogar ein-, zweimal. Obgleich der Stall ganz hinten lag, am Ende des langen Hofes, auf welchen unser kleiner Obstgarten folgte, an dessen Seite die hohe Hecke des gräßlichen Gartens entlang lief.

Da es die Sonntagnacht war, dachte meine Großmutter gleich, daß der Kutscherbursche ins Dorf gegangen sei, zu den Mädchen, und sicher irgendwo aufgehalten wurde. Wieder vernahm sie das Wiehern der Pferde . . . Daraufhin setzte sie sich im Bette auf und zog, nicht ohne Beklemmung, ein paar Kleidungsstücke über, da sie wußte, daß im Stalle zeitweilig Gespenster ihr Unwesen trieben. Mehr als einmal kniete dem Kutscherburschen im Traume irgendein Dämon auf dem Leib, besonders, wenn es Bohnen zum Abendbrot gegeben hatte, so daß er sich seit einiger Zeit nur mehr mit der bereitgelegten Art zu schlafen getraute.

Draußen lag die Nacht schweigend, etwas dämmerig, denn der Mond war noch nicht über Kapos aufgetaucht. Meine Großmutter sah aus dem Fenster: Sie erblickte niemanden. Aber sie hörte nun zum dritten Male das Stampfen der Pferde im Stalle. Hierauf ging sie auf den Fußspitzen in das Vorderhaus und begann flüsternd den Oberkosaken zu wecken, der unter der Ofenbank auf seinem Pelz schnarchte:

„Michael, du . . . Michael . . .“

Der Alte fuhr auf:

„Was ist?“

„Es ist jemand im Stall“, flüsterte meine Großmutter. „Das eine Pferd wiehert, und die anderen kratzen mit den Füßen . . .“

Und durch das Geflüster erwachte auch ich und hörte, wie der Alte vor sich hin brummte:

„Sicher steckt er irgendwo bei den Mädchen, diese Kognase . . . Ich werde ihm morgen ein paar reiben . . . Na, geh nur wieder, und leg dich schön schlafen . . .“

Meine Großmutter schlich sich in das Hinterhaus zurück, der Alte aber trat vor das Haus hinaus. In Unterhosen, barfuß, mit leeren Händen.

Ich schlief in großer Angst wieder ein. Denn ich wußte, daß im Stalle überirdische Wesen umgingen.

Ich schlief ein . . . Und als ich die Augen öffnete, sprühte die Sonne schon herein, und den Oberkosaken brachten gerade mehrere Personen, ihn stützend, vom Hofe herein. Er taumelte im Gehen. Sein Kopf war bereits verbunden, die Säcke unter seinen Augen blutverlaufen, und er hielt sich kaum auf den Beinen. Andreas Pikor und meine Großmutter stützten ihn von zwei Seiten.

Sie hatten ihn vor einer Viertelstunde unter der Hecke des gräßlichen Gartens entdeckt. Dort lag er ächzend und wimmernd.

Nachdem sie ihn hereingebracht hatten, legten sie ihn auf mein Bett. Der Oberkosak legte sich auf den Bauch, und meine Großmutter begann ihm den Rücken und die Schulterblätter einzureiben. Der Alte ächzte, denn er war häßlich zugerichtet. Andreas Pikor stand am Kopfe des Bettes und quälte den Alten mit Fragen. Der deutete nur, er werde später alles erzählen, aber jetzt sei er dazu außerstande.

Gegen Mittag begann er dann stoßend zu sprechen:

„Ich habe mit dem Tode geraust, Andreas . . . Mit dem Tode . . . Er schmierte mich in die Hecke, daß ich fast auseinanderging, haj-haj . . . Aber auch ich langte ihm ein paar . . .“

Es hatte sich folgendes zugetragen:

Der Oberkosak schlich sich auf den Fußspitzen bis zum Stalle, er fand jedoch den Burschen nicht auf dem Posten. Die Tür stand offen, und die Pferde waren sehr unruhig, weil der eine Gaul losgekommen war, im Finstern hin und her stolperte und schließlich in der Ecke die Rüben zu fressen begann.

Der Alte band das Pferd auf den Platz und war zornig über den Burschen. Wo er denn nach Mitternacht umherstrolchte, der schamlose Kerl? Dann blieb er in der Tür stehen, stützte die beiden Hände gegen die Türpfosten — auf diese Weise! — und sah in die Nacht hinaus. Über dem fernen Rand des Sumpfgebietes stieg gerade der gelbe Mond auf und überflutete die Gegend mit gespenstischem Licht. Es war Schwei-

gen, kein Blatt regte sich. Die Bäume des gräflichen Gartens schwiegen finster, kein Hund bellte, und die Sterne wanderten mit mattem Leuchten über ihre vorgezeichneten Straßen. Diese Sterne beobachtete der Oberkosaß eine Weile und geriet über sie in tiefe Gedanken. Er dachte bereits daran, ins Haus zurückzugehen, als er aus der Richtung des gräflichen Gartens ein seltsames Geräusch vernahm.

Er schaute hin . . .

Er gewahrte eine lange, weiße Gestalt, die gerade mit einem Schritt über den Heckenzaun trat.

Er schaute noch einmal hin . . . Da sah er, daß sich von dort ein sicher zwei Ellen langer splitternackter Kerl näherte. Unter seinen Füßen erdröhnte der Obstgarten, und er hielt gerade auf den Stall zu.

Der Oberkosaß wußte gleich, daß es nur der Tod sein konnte.

Ein anderer wäre sicher gestorben vor Angst. Nicht so mein Großvater! Als ihm der Gedanke kam, daß der Tod gerade in seinem Stalle sein Wesen trieb und er deshalb nie einen ordentlichen Kutscher bekommen konnte, wurde er so vom Zorn geschüttelt, daß er fast erstickte. Auf seinem Nacken sprangen die Adern hervor. Und in diesem unermesslichen Zorn stellte er sich dem Tode, um ihn zu werfen.

Er ging ihm entgegen. Auf halbem Wege spuckte er sich in die Hände.

Der Tod kam auf seinen breiten Sohlen. Seine Brust war in Büscheln behaart. Sie waren nur mehr zwei Schritte voneinander entfernt. Der Alte spuckte noch einmal und schnaubte.

Auch der Tod schnaubte.

Dann gingen sie los.

Der Oberkosaß reichte dem Tod kaum bis an die Brustwarzen; aber er ergriff ihn ungesäumt bei den Hüften. Der Tod packte ihn an der Unterhose.

Es begann!

Der Alte hob den Tod über seinen Kopf hoch und schleuderte ihn in die weiche Erde des Gartens. Sie schnaubten zweimal, aber sie ließen nicht voneinander. Der Oberkosak nahm sich ein Herz, hob den Tod noch einmal an und warf ihn nieder, daß er bis zu den Knöcheln in den zerwühlten Garten einsank. Dann folgte der Tod auf gleiche Weise. Sie warfen einander schon nicht mehr auf, sondern in die Erde. Sie klammerten sich aneinander, drehten und wanden sich, stampften mit den Beinen und schnaubten wie wildgewordene Stiere. Der Oberkosak fluchte bereits, der Tod schnaufte. Die Gegend lag im Schweigen, das Dorf war ausgestorben, nur die beiden hoben, warfen und prügelten einander. Der Garten war ringsum aufgewühlt. Der Oberkosak schwigte wie ein Hund, vom Tode floß der Schweiß in Strömen. So eine Prügelei gab es nicht, solange die Welt besteht! . . . Der Tod erwischte den Alten unerwartet unter den Achseln und schleuderte ihn über seinen Kopf nach rückwärts. Der Alte schlenkerte durch die Luft und stürzte so hin, daß irgend etwas in seiner Hüfte zerknackte. Aber er wußte gleich, daß seine letzte Stunde nahe war, wenn er sich unterkriegen ließ. Er stöhnte vor Schmerz, aber er sprang wieder auf die Beine. Er sprang auf, ging auf den Tod los, umfaßte ihn wie einen Getreidesack, warf ihn hoch und schleuderte ihn nieder, daß er bis an die Waden in die Erde fuhr. Der Tod röchelte auf, schnaufte und stöhnte, aber er befreite sich irgendwie und ging wieder auf den Oberkosaken los, der ihm kaum bis an die Brustwarzen reichte . . . Ihre Beine schlotterten, ihre Nacken krachten, und der Garten und der Hof dröhnten vom Stampfen ihrer Sohlen . . .

Aber jetzt erst begann der Endspurt!

Sie waren schon so ineinander verbissen, daß man sie nicht mehr auseinanderkannte. Da erst folgten die richtigen Schläge! Auch der gräßliche Garten dröhnte bereits, sie hatten schon den ganzen Obstgarten aufgepflügt, wobei sie drei junge Birnbäume umbrachen, und sie warfen

einander in die Erde, daß ihnen fast die Knöchel zersprangen. Dem Oberkosaen ging die Haut von der Brust, vom Schenkel und vom Ohr in Fetzen herunter, der Tod blutete an mehreren Stellen, denn der Alte begann ihn mit den Nägeln zu kraken. Dem Oberkosaen hämmerten die Schläfen, und da er fühlte, daß er am Ende seiner Kraft war, ließ er den Tod los, sprang zwei Schritte zurück, und dann rannte er ihn mit dem Kopf gegen den Bauch, um ihn zu spießen. Der Tod röchelte, griff sich an den Magen, übergab sich schon fast und taumelte hin und her . . . Als der Oberkosa dies sah, spannte er seine letzte Kraft an, rannte noch einmal auf ihn los, um ihm ein Bein zu stellen und im Fallen einen Hieb gegen seine Brust zu führen. Er ging los und hieb mit seiner knöchigen Faust drauf . . . Hej, wie der Garten dröhnte und die Fensterscheiben des Saales klirrten . . . Aber auch der Tod war auf dem Posten. Er hieb zurück, daß dem Alten feurige Funken vor den Augen zu tanzen begannen, und ehe er noch einmal zu Atem kam, ergriff ihn der Tod um den Hintern bei der Hose, hob ihn hoch, schüttelte ihn in der Luft, und während der Oberkosa sein Bewußtsein verlor, drehte ihn der Tod über seinem Kopfe und schleuderte ihn weit von sich. Der Alte sauste mit verwedelten Gliedmaßen durch die Luft und stürzte mit einem großen Krach unter die Hecke des gräßlichen Gartens. Dort fanden sie ihn am Morgen, in Leib und Seele zerschmettert.

So verlief dieser häßliche Kaufhandel!

Großmutter salbte den Rücken des Oberkosaen mit Fett. Erst stöhnte der unerbittliche Mann, denn er hatte handtellergroße Flecken auf dem Rücken. Aber nachdem er etwas zu sich kam, bat er um seine Pfeife. Er steckte sie an, stützte sich auf den Ellenbogen und sah gedankenvoll vor sich hin . . .

Nachdem Andreas Pikor die Einzelheiten des furchtbaren Ringkampfes zu Ende vernommen hatte, wiegte er seinen Kopf ernst hin und her:

„Mit dem Tode anzubinden! . . . Das kannst auch nur du wagen, Michael . . .“

„Wir haben einander ordentlich versohlt, Andreas, das ist nicht zu leugnen“, nickte der Oberkosaß. „Aber mit mir kann man nicht herumspielen, Bruder . . .“

Er sog an der Pfeife und wimmerte.

Am nächsten Morgen klopfte auch mein anderer Großvater bei uns an.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„Servus“, begrüßte ihn der Oberkosaß.

Mein Großvater setzte sich an sein Bett, denn der Oberkosaß lag noch immer mit verbundenem Schädel. Er begann auch jetzt mit sanften Reden:

„Ich höre, du hattest irgendeine nächtliche Kauferei. Es wird erzählt, daß du es mit dem Tode zu tun hattest.“

„Freilich!“ Der Oberkosaß hob den Kopf. „Ich langte ihm ein paar ordentliche.“

Als sie so plauderten, erwähnte mein anderer Großvater einmal:

„Um die Wahrheit zu sagen, ich bin gekommen, Michael, um dir ins Gewissen zu reden. Einigt euch mit dem Herrn Verwalter . . .“

„Wie denkst du dir das, Georg?“ Der Oberkosaß sah ihn befremdet an.

Mein Großvater fuhr mit viel Ruhe fort:

„Ich denke mir, Michael, daß es nicht dafürsteht. Schau, ihr seid unter Prozeß, und vergessen wir nicht, daß die Herren eher recht zu erhalten pflegen wie unsereiner.“

„Davor habe ich keine Angst“, schüttelte der heisere Alte den Kopf. „Wir werden mit jedermann fertig . . . Du verstehst das nicht, Georg.“

Aber mein anderer Großvater ließ die Sache nicht ruhen. Er sprach weiter mit reifer Überlegung zum Oberkosaen, daß der Verwalter Brugos einer Einigung nicht mehr so fremd gegenüberstünde, wie er aus seinen Worten entnommen habe.

„Ich“, fuhr er mild fort, „habe den Herrn Verwalter öfter gebeten, er möge euch verzeihen . . .“

Der Oberkosaen begann zu keuchen:

„Was verzeihen? Wem verzeihen? Aber, aber, Georg, stecke deine Nase nicht in Dinge, die dich nichts angehen!“

Aber mein Großvater erhob sich auch jetzt noch nicht, um etwa fortzugehen. Und das war ein Glück. Denn auf sein langes Zureden begann der Oberkosaen nachzugeben. Mein Großvater sagte schließlich:

„Glaube mir, Michael, es gibt nichts Schöneres als die Einigkeit. Unser Leben ist so kurz, wozu sollen wir es mit Hader füllen? Rufe deine Leute zusammen und trage ihnen die Sache vor.“

Der Oberkosaen lächelte sehr spöttisch:

„Aber, aber, Georg, kennst du mich denn so? Was soll das heißen, die Kosaken zusammenzurufen!? Wer bin ich denn!? Was bin ich denn!? Ich halte sie alle in der Faust! Ich besorge jede Arbeit, ich erteile alle Ratschläge, ich befehle hier!“ Und er lachte. „Ich bin aus einem anderen Holze, Georg!“

Und er lächelte weiter, mit großer Überlegenheit. Als sich mein Großvater von ihm später verabschiedete, waren sie sich darüber einig geworden, daß der Oberkosaen gelegentlich Brugos aufsuchen werde, aber er wolle sich vorher noch die Einzelheiten überdenken.

Kurze Zeit später trat Joseph Paczal ein. Die Beine guckten aus seinen schaftlosen Stiefeln, er hatte einen Strohhut ohne Krempe auf dem Kopfe. Sein ganzes Gehaben strahlte vor Überlegenheit.

„Wo hast denn du dich wieder herumgetrieben?“ fuhr ihn der Alte an.

„In der großen Welt, wie gewöhnlich . . .“

Und er lehnte sich an den Kamin und fuhr mit gekreuzten Beinen fort:

„Seither habe ich sämtliche Kosaken aufgesucht. Sie wurden fast ohnmächtig, als sie erfuhren, daß Gevatter Michael mit dem Tode gerungen habe. Ich habe noch eine ganze Menge dazugelogen.“

Der Alte betrachtete mit hängendem Kopfe den langbeinigen Bagabunden. Dann fragte er:

„Und wann kommen sie heim?“

„Nächsten Sonnabend werden alle daheim sein. Bis dahin wünschen sie Ihnen, Gevatter Michael, bessere Gesundheit.“

„So . . . so . . .“, nickte der Alte. Denn seine Gedanken schienen anderswo zu weilen.

Sieschwiegen. Joseph Paczal schob ein Zigarrenende auf seinen Stoßzahn. Dann sagte er:

„Gevatter Michael?“

„Na!“ Der Alte zuckte auf.

„Ich würde etwas sagen, aber nur unter vier Augen“, und er warf einen Seitenblick auf mich.

„Du kannst vor meinem Enkel reden, der ist schon belehrt. Was ist es denn?“

Der Landstreicher fragte sich am Kinn:

„Meine Meinung ist, Gevatter Michael, daß in jener Nacht es nicht der Tod war, der Sie so verfohlt hat. Sehen Sie mich nicht so an, auch ich habe Grüze im Kopfe. Dieses Schwein Brugos hat jemanden gedungen, um Sie zu verprügeln. Glauben Sie mir . . .“

Der Oberkosak starrte vor sich hin. Eine lange, eine sehr lange Zeit. Als er wieder sprach, erkannte ich seine Stimme kaum wieder:

„Du bist ein Tölpel, und daher mußt du quatschen. Der, mit dem ich kämpfte, kam splitternackt auf mich los und war zwei Ellen

lang . . . Kusch hier!“ Seine Stimme überschlug sich. „Sonst werf ich dich hinaus! Mit mir pflegt nicht der erste beste anzubinden! Quatsche nicht!“

Joseph Paczal zuckte die Achseln.

Allmählich wurde es Abend: Von ferne vernahm man das Läuten der Herdenglocken. Der Oberkosa! fuhr auf und heftete seine kleinen Äuglein auf den Barfüßler:

„Bist du bereit?“

Joseph Paczal verstand gleich, wovon die Rede war. Er antwortete gleichmütig:

„Das hängt davon ab . . .“

„Wie soll ich das verstehen?“ brauste der Alte auf.

„Das hängt davon ab“, wiederholte Joseph, „wann ich die Bezahlung sehe. Sie wurde mir zum Herbst versprochen.“

Hej, da brüllte der Alte los!

„Mache, daß du fortkommst von hier, sonst ohrfeige ich dich gleich, wenn ich erst aus dem Bett aufstehe! Gemeiner Schmutzfrink! Ist denn mein Wort nichts? Und wer frist sich immer voll in meinem Hause?“

Joseph Paczal versuchte zu stottern, daß er es nicht so gemeint hatte, aber der Alte wies auf die Türe:

„Marsch, sofort! Komme dann, wenn du gerufen wirst! Hinaus!“

Der Oberkosa! blieb allein und wälzte sich aufgeregt im Bette hin und her. Diese Aufregung war jedoch begreiflich: Joseph Paczal hatte erst versucht, die Echtheit des Todes anzuzweifeln, und erwähnte später — unverschämt genug — die Bezahlung. Der Oberkosa! war aufgebracht, aber er wurde langsam ruhiger. Und nach dem Abendbrot, als das Haus bereits still war, seufzte der Alte häufig. Ich dachte mir gleich, daß er den Vorschlag meines anderen Großvaters überdachte.

Worum handelte es sich eigentlich in dieser Sache? Brugos hatte die Pacht der Ebene von Nezpest gekündigt, und da sich die Kosaken um die Kündigung einen Schmarren scherten, kam die Sache zum Prozeß. Seither schmiedete der Oberkosak blutige Pläne... Was hätten sie aber auch begonnen, wenn sie diese Pacht verloren hätten? Auf der Ebene grast seit einundzwanzig Jahren die Pferde der Besitzer, das wenige Vieh der Kosaken und des Oberkosaken sechs, sieben Remonten. Die Esikosburschen wuchsen aus den Reihen der Kosakensöhne auf, und der ungeduldige Alte war ihr oberster Verwalter wie bei allen ihren gemeinsamen Unternehmungen. Sie hätten ja auch ohne die Pacht irgendwie weitergelebt, denn es gab ja nichts, was sie nicht unternommen hätten, die Armen. Aber ihrem Gefühl nach war diese Wiesenpacht der Grundsockel ihres kümmerlichen Lebens, und wenn sie sie verloren: als glitte die Erde unter ihren Füßen fort. Und die Kosaken fühlten, daß der Verwalter nur aus purer Machtprahlerei gegen sie auftrat: Er konnte es nicht mit ansehen, daß sie auch ohne ihn, ja ihm zum Trotz existieren konnten. Und diese unreine Absicht des Verwalters hatte sie alle so aufgebracht. Der Oberkosak spie aus, wenn er nur seinen Namen hörte.

Und jetzt quälte sich der Alte dennoch mit dem Gedanken ab, daß er in Abwesenheit seiner Leute den Verwalter aufsuchen würde...

... Von da ab verstrichen etwa fünf Tage. Eines Nachmittags, um die Kaffezeit, ging ich, wie gewöhnlich, auf das Schloß zu.

Von der Veranda scholl mir lauter Wortwechsel entgegen. Als brüllte der Oberkosak. Und als drohte ihm der Verwalter in den Pausen.

Hinter einer Biegung tauchte die Vorderfront des Schlosses auf. Was ich sah, schnürte mir die Kehle zusammen.

Der Oberkosak stand vor dem Aufgang der Veranda, auf seinen Stoc gestützt, mit verbundenem Kopf. Sein Geiernacken flammte zornrot. Er brüllte...

Auf der obersten Stufe der Veranda gestikulirte Brugos. Seine Augen verschwanden fast in seinem Gesicht, und sein Schnurrbart zitterte, während er krächzte:

„Kusch, Bauer!“

Die Hammerfäuste des Oberkossaken bebten über dem Stocke. Er schüttelte seine Mähne:

„Selbst Bauer!“

Der Verwalter schnappte nach Luft, röchelnd:

„Schmierfink!“

„Selbst Schmierfink!“ brüllte der Oberkossak. „Zum Teufel mit solchem Herrn!“

Er wandte mit blutunterlaufenen Augen den Kopf zur Seite. Vielleicht, um nicht vor Zorn zu ersticken.

Er bemerkte mich und hob den Stock:

„Fort von hier, du Nichtsnutz! Ich zerreiße dich, wenn du noch einmal hierher betteln kommst!“

Er schnaubte bereits an meiner Seite. Er ergriff mich, stieß mich vorwärts. Dann drehte er sich um und hob die Faust gegen die Veranda.

„Wir rechnen noch ab!“

Brugos streifte der Schlag. Ich lief auf den Fußspitzen heim, der Oberkossak immer hinter mir. Vorn über gebeugt eilte er über die Gartenwege, häßlich fluchend. Den Stock schleifte er hinter sich am Boden nach.



Wenige Tage später, an einem Samstagabend, vernahm man auf der fernen Landstraße Rädergerassel. Als käme eine endlos lange Reihe Fuhrwerker dahergesprengt, und lauter Gesang tönte aus dem Räderlärm heraus.

Es waren die Kosaken, die kamen.

Es war so, daß sie jetzt in der Hauptzeit der Feldarbeit bis zum Herbst ihre Unternehmungen in der Fremde aufgeben würden. Das geschah jedes Jahr um diese Zeit.

Im Vorjahr hatten sie noch fleißig auf den gräflichen Besitzungen geschafft, nachdem sie mit Brugos in langwierigen Unterhandlungen einig geworden waren. In diesem Jahr konnte man jedoch nicht wissen, wie sich die Dinge entwickeln würden.

Die Kosaken waren also endgültig aus den verschiedenen Weltgegenden heimgekehrt, aber vor der Hand zeigten sie sich weder in unserem Hause noch anderswo. Auch der Oberkosak war seit Tagen verschollen. Meine Großmutter ahnte nur, daß er irgendwo auf der Ebene von Mezpest lagern mochte. Auch Joseph Paczal tauchte selten auf. Einmal lag er im Grase des Kirchhügels auf dem Bauche und fing vor Langerweile Fliegen und Käfer. Ein anderes Mal stemmte er seinen Rücken gegen einen Baumstamm, kreuzte seine in die Soldatenhose gezwängten Beine, und während er den Wirtschaftshof von weitem

betrachtete, paffte er aus feiner Pfeife, die keinen Stiel hatte, fleißig fpußend, oder blinzelte mit verkniffenen Augen zum roten Ziegeldach des Schloßturmes hinüber. Als hielt er Terrainschau.

Hinter dem Hof der Dienftleute, im Rücken des Gartens, wurde schon feit Wochen unter Leitung meines Onkels am Dach der Tenne gearbeitet. Dumpfes Hämmern, fröhlicher Gefang klang von dort oben. Manchmal erschien auch mein Großvater auf dem Dache, ergriff die Art und beaufsichtigte den Bau perfönlich. Sein fachmännifches Auge bemerkte hier und dort einen Fehler, und er gab den Leuten mit ein, zwei knappen Worten die nötigen Anweisungen. Die hörten ihm ehrerbietig zu, begannen droben zu hämmern und stimmten irgend ein hübsches Lied an. Um die Dämmerftunde pflegte auch Brugos bei der Tenne zu erscheinen. Dann kletterte mein Großvater herunter, und von da ab begannen fie in irgendeiner Ecke des Hofes anhaltend auf und ab zu gehen, mit rückwärts verfränkten Armen. Brugos verabschiedete fich meift mit den Worten:

„Es ift gut, Balogh. Handeln Sie nach ihrer Einficht.“

Joseph Paczal erregte jedoch auch die Aufmerkffamkeit des Verwalters, als er ihn in größerer Entfernung, dem breiten Hof gegenüber, ftehen sah, die trägen Schultern gegen einen Baum geftügt, ftundenlang in die Richtung der Tenne äugend. Wie ein Vorpoften. Der Verwalter fixierte ihn eine Weile von weitem, und als ihm das langweilig wurde, fagte er erboft zu meinem Großvater:

„Man müßte diesen Nichtsnug der Gendarmerie anzeigen. Der brütet Unheil.“

„Er ift ein harmlofer Kerl“, beruhigte ihn mein Großvater. „Er nimmt das Maul fehr voll und ift ein faules Luder. Zur Arbeit ift er gar nicht zu haben, gnädiger Herr . . .“

Joseph Paczal trieb fich gerade in jenen Tagen auffallend oft in der Gegend des Gartens und der Höfe herum. Einmal überrafchte

ich ihn, als er im Grase lag, rücklings; er hatte das Hemd ausgezogen und ließ sich die Sonne auf den Bauch scheinen. Ich blieb bei ihm stehen:

„Was machen Sie, Onkel Joseph?“

„Ah, du bist das!“ und er sah auf. „Ich nehme eine Bauchkur.“

„Haben Sie etwa Bauchschmerzen, Onkel Joseph?“

„'nen Schmarren habe ich!“ und er lachte. „Ich stanriere nur so für mich, nach der Art der Herren. Nur sind jene verrückt, ich aber bin vernünftig. Denn die Herren gehen nach Szobranc und anderen Kurorten und werfen das Geld scheffelweise hinaus. Ich aber faulenze hier schön für mich. Nur das Geld macht den Unterschied, Freundchen; aber davon abgesehen, haben wir die gleiche Natur. Weder sie noch ich arbeiten.“

Er kramte ein Streichholz aus der Westentasche und rauchte so im Liegen an. Und während er passte, fragte ich ihn:

„Was würden Sie machen, Onkel Joseph, wenn Sie viel Geld hätten?“

„Was ich machte?“ Und ein schlaues Lächeln huschte um seine Mundwinkel. „Nun, zuerst würde ich Brugos zum gewöhnlichen Knecht degradieren, und dann kaufte ich mir etwa hundert Päckchen Tabak und einen entsprechenden Stiel für diese Pfeife hier! Dann würde ich rauchen, die Welt betrachten und überhaupt nicht nachdenken . . .“

„Sie lieben das Nachdenken nicht, Onkel Joseph?“

Da setzte er sich auf, immer noch nackt am Bauche, und seine Blicke schweiften in die Ferne:

„Ich liebe es nicht, Freundchen, denn es ist eine Eiselei, und überdies schadet es dem Gehirn. 's war ein großer Trottel, der dies erfunden hat. Am besten ist, wenn man was zu rauchen hat und ein schönes Plätzchen zum Liegen, dann schläft man nach Herzenslust, und in den Pausen starrt man in die Wolken und denkt nach. Aber diese Gedanken sind so, daß man keine Sorgen davon hat, denn alles, was ich mir da

zusammendenke, springt gleich wieder aus meinem Kopf; ein neuer Gedanke erscheint auf der Bildfläche, aber auch er ist nur von vorübergehender Bedeutung, und ich vergegenwärtige mir, wie schön das Nichtstun ist.“ Und er machte eine überlegene Geste. „Na, und diese Gedanken kommen und gehen, schweben davon wie der Pfeifenrauch, und man hat keine Kopfschmerzen davon. Aber das verstehst du so nicht, mein Kleiner, denn dazu ist Grübe nötig . . .“

Es war schon Mai. Und ich trug dem schönen Verwaltersfräulein das Malgestell nach.

Denn eines Mittags tauchte der junge Kunstmaler auf, der auch schon im Vorjahr die ganze Gegend durchwandert hatte. Und Fräulein Emmi neigte nicht mehr das Köpfchen, wie früher so oft.

Am frühen Nachmittag galoppierte ich ins Schloß hinauf, um dem Fräulein zu helfen. Zwar hatte der Oberkosaß mir den Aufenthalt im Schlosse unter Androhung der Todesstrafe untersagt, aber zum Glück war er schon seit Tagen nicht mehr zum Vorschein gekommen, und so konnte er nicht ahnen, wo ich meine Nachmittage verbrachte.

An diesen Frühsommernachmittagen stülpte der junge Herr seine karierte Mütze mit dem weißen Schild auf den Kopf, klemmte die kleine Holzpfeife zwischen die Zähne und nahm seine Malgeräte unter den Arm. Ich schleppte unter freudigem Herzklopfen das schmale Malgestell des Fräuleins. So zogen wir in die Gegend hinaus.

Ich trabte vorn zwischen den kniehohen Saaten, die Ackerrillen entlang, in turmgerader Richtung. Hinter mir Fräulein Emmi mit ihrem breitkremigen Strohhut, den ein Samtband unter ihrem lieblichen Kinn festhielt. Hinter ihr der junge Herr. Schweigend legten wir den Weg zurück. Selbst wenn die beiden mitunter einige Worte wechselten, hörte ich sie nur halb, weil sie leise plauderten.

Wenn das Dorf schon weit zurücklag, suchte der junge Herr irgendeinen geeigneten Platz aus. Einmal eine Rasenecke, hinter der

ein Zwergweidenwäldchen schlummerte, aus dessen Hintergrund die zwei bleistiftspitzen Türme des Dorfes weiß hervorblickten. Ein anderes Mal schlugen wir unser Lager vor einem runden Hügel auf; auf dem Hügel schwiegen ein paar alte Buchen, und im Hintergrund, viele Tagemärsche weiter, waren blaue Berge zu sehen, aber in märchenhaftem Blau, wie ein Hauch nur. Und jenseits der Linie dieser blauen Berge sprühten, halb an den Horizont gelehnt, in blendendem Weiß die mageren Grate noch fernerer Berge.

Die Alpen waren es, die Alpen!

Ich legte mich in das hohe Gras und betrachtete mit aufgestützten Ellenbogen den blauen Himmel und die blauen Berge. Hier unten war alles grell grün, in den Saaten brauste der verwegene Chor der Grillen, und von Süden sahen uns die Grenzweiden der Ebene von Mezpest grau-gedankenvoll an. Das Sumpfgebiet der Medvec stand regungslos im giftigen Grün, und über dem Weidenwald und dem Nied spiegelten sich unentwegt die Wasser der Fata Morgana. In diesem trügerischen Wasser zitterte die Pferdeherde, und die drei langarmigen Ziehbrunnen bebten und schwebten mit großer Geschwindigkeit vorbei. Dort mußte der Oberkosak irgendwo lagern.

Der junge Herr und das Fräulein malten inzwischen.

Der junge Herr begann damit, daß er sich vor seiner Staffelei aufstellte und, den Pinsel mit der Rechten vor sich hin haltend, das eine Auge zusammengekniffen, vor sich hin zielte. Als nähme er Maß von etwas. Diese Bewegung wiederholte er öfter. Manchmal ging er zu Fräulein Emmi hinüber, die da bereits barhaupt arbeitete, mit etwas zerzausten Haaren. Aber so war sie vielleicht noch hübscher.

Der junge Herr stellte sich hinter das Fräulein, hob den rechten Arm, und auch das Fräulein machte es ebenso mit dem Pinsel. Ich dachte mir gleich, daß man so das Malen zu erlernen pflegte. Da jedoch der junge Herr ganz nahe bei dem Mädchen stand, ließ er seinen Arm

plötzlich auf ihre Schulter fallen. Er zog sie an sich, umarmte sie. Das Mädchen versuchte sich zu wehren:

„Ich klopfe dir auf die Finger, Geza . . .“

Sie machte sich frei, war jedoch nicht übermäßig böse. Denn der junge Herr schlich sich später wieder hinter sie, und Fräulein Emmi verbat sich es nicht schon vorher, sondern erst, als das Malheur schon geschehen war. Ein-, zweimal besann sie sich und wandte sich entschuldigend an mich. Aber sie lächelte:

„Siehst du, Hänschen, man soll eben nicht zu vertrauensselig sein . . .“

Manchmal hielt auch ihr Bruder Bandi mit uns. Dann strolchten wir zwei halbe Nachmittage lang nach Vogelnestern. Einmal knöpfte ich ihn mir vor:

„Sag mal, wer ist dieser junge Herr?“

„Ein Verwandter“, sagte mein Kamerad. „Mein Vater ist sein Onkel. — Aber mein Vater liebt es nicht, wenn er mit Emmi herumzieht.“

„Weshalb liebt er es nicht?“

„Deshalb, weil er in Pest Künstler ist und immer nur malt, und mein Vater hat es ihm gestern rund herausgesagt, er möge sich einen besseren Beruf suchen . . .“

„Und weshalb mengt sich dein Vater in die Angelegenheiten des jungen Herrn?“

Bandi starrte mich mit kreisrunden Augen an, und dann begann er zu lachen. Aber so, daß er sich im Grase wälzte:

„Weshalb? O du mein Gott, was bist du für ein Esel! Wie sollte er sich nicht darum kümmern, wo doch Onkel Geza Emmi heiraten will. Nun, deshalb sagte er ihm, du Alleswisser, daß er sich einen anderen Beruf suchen solle, na. Tut er es nicht, dann bekommt er sie nicht. Verstanden?“

„Natürlich verstehe ich's“, antwortete ich verärgert, denn es fränkte mich, daß der Kerl über mich lachte. „Und liebt Fräulein Emmi den jungen Herrn?“

Bandi winkte mit müder Geste:

„Das ist es ja gerade. Und darum ist Vater böse, und will nicht, daß Emmi mit ihm außer Hause herumsteigt. Heute morgen sagte der Alte zu Mutter: er wird ihr noch den Kopf verdrehen, aber dann erlebt ihr etwas!“

„Daß der junge Herr ihn verdreht?“

„Nun, freilich!“

„Und auf welche Weise verdreht er ihn?“

Bandi zuckte die Achseln, daß er es auch nicht wisse, und so blieb ich weiter unaufgeklärt. Und je ausgelassener ich das Mädchen von nun an sah, um so mehr bedauerte ich sie.

Und ich begleitete sie nicht mehr in die Gegend hinaus, nur noch ein einziges Mal. Danach sah ich sie monatelang nicht mehr, denn sie verschwand eines Nachts und ließ nicht einmal die Spur ihrer kleinen Schuhe auf den winkligen Pfaden des Gartens zurück.

Bei diesem letzten Ausflug verwirrte mich Fräulein Emmi so, daß es mich bei der bloßen Erinnerung noch heute heiß überläuft.

Aber ich will am Anfang beginnen.

Am zweiten Tage nach dem letzten Mal malten die beiden wieder in der Gegend, aber an diesem Nachmittage war nur ich allein mit ihnen. Der junge Herr hatte einen Winkel ausgesucht, in einer Biegung des Helmeck-Baches. Drei breite Pappeln rauschten am nahen Hügel, ein Mohnteppich flammte auf der grasgrünen Saat, und die zwei Kupfertürme des Dorfes glänzten von weitem. Friedliche Stille lag über der Gegend, und an einzelnen fernen Punkten arbeiteten die Menschen wie emsige Ameisen. Jenseits des Baches graste eine Rinderherde, und das Geläute der Kuhglocken scholl herüber. Aber in großen Zwischen-

räumen und kaum vernehmlich. Die Hügel, die runden Wäldchen und drüben das Ried badeten in tiefem Goldton. Schweigen war im All, tiefes Schweigen. Nicht einmal das Krähen der Hähne vernahm man hier, das an so schläfrigen Nachmittagen häufig zu hören ist. Aber das Dorf war fern, sehr fern . . . Und jenseits des Dorfes, der Hügel, der runden Wäldchen, schlummerten die Berge opalblau am Rande des Horizontes, und über ihren Schultern blitzten die mageren Grate der Alpen aus der Ferne . . . Da stehen diese Alpen noch heute, aber ich sehe sie nicht mehr. Sie gingen mir verloren, wie meine alte Laune mit der unwiederbringlichen Jugend . . .

An diesem sonnigen Nachmittag lag ich im Grase, und mein Herz war so gefüllt mit süßem Sehnen, daß ich fast weinte. Der junge Herr und Fräulein Emmi pinselten in einiger Entfernung auf ihrer Leinwand. Ich beachtete sie nicht sehr. Denn seitdem es für mich unzweifelhaft geworden war, daß Emmi in den jungen Herrn vernarrt sei, betrübt mich ihre leichte Untreue. Manchmal traf mich die glockenhelle Stimme des Mädchens:

„Ich klopfe dir auf die Finger, Geza!“

Dann beschlich Wehmut mein Herz. Denn in der Abwehr des Mädchens war nicht ein Schimmer ernstlicher Verstimmung. Sie drohte dem jungen Herrn eher scherzend.

Und während ich im Grase lag, begann das Gras mit einmal aus einer Richtung zu rauschen. Als näherte sich jemand.

Ich hob den Kopf:

Fräulein Emmi kam zum Bach herüber.

Das Gras war hoch, der Boden hügelig. Sie näherte sich vorsichtig:

„Was treibst du denn hier, Hänschen? Du scheinst uns ganz vergessen zu haben . . .“

„Ich sehe mir den Himmel an, Fräulein“, und ich erhob mich.

„Und die Bäume, Wolken, die Alpen dort in der Ferne . . .“

Sie blieb zwischen dem Weidengestrüpp des Ufers stehen: Sie beachtete mich schon nicht mehr. Sie sann vor sich hin, schweigend; dann ging sie an einer flacheren Stelle bis an den Rand des murmelnden Wassers hinab. Ohne Hut stand sie dort, mit etwas zerrauftem Haar. Sie stand, das Gesicht der Sonne zugewandt, ein Bronzeschimmer glitt durch ihr Haar, und sie schloß die Augen. Dann schlang sie ihre Arme um ihren schlanken Hals und sah in die blaue Unendlichkeit hinaus. Und während sie so stand, hoben sich unter ihrer dünnen Bluse ihre zwei kleinen Brüste ab.

Ich starrte, starrte sie an.

Plötzlich setzte sie sich auf den Bachrand nieder, löste blitzschnell ihre Halbschuhe, streifte eilig ihre Strümpfe ab, so daß ihre kleinen Knöchelchen hervorblickten. Sie sprang vorwärts, stellte sich ins Wasser und erbehte. Dann sah sie lächelnd zu mir auf:

„Mir ist heiß, Hänschen . . .“

Von den Staffeleien rief der junge Herr in diesem Augenblick etwas herüber. Das Mädchen antwortete mit seiner klingenden Stimme:

„Versuche nicht herzukommen, Geza, denn ich bin barfuß! Sonst erlebst du was!“

Der junge Herr mochte nicht neugierig sein, denn er bemühte sich gar nicht um die Füßchen des Fräuleins. Ich stand seitwärts am abfallenden Ufer. Mein Kopf brummte . . .

Das Mädchen trat vor. Dort war das Wasser tiefer, sie hob ihr graues Köckchen. Sie wagte sich nicht weiter vor.

Ich stand dort am Uferhang, es überlief mich glühend heiß.

Das Mädchen sah wieder zu mir auf. Dann sagte sie:

„Wie tief ist das Wasser?“

Das wußte sie jedoch selbst, denn man konnte bis zum Grund sehen. Aber ich dachte an nichts Arges. Ich sah sie nur immer an.

„Wie tief ist das Wasser?“ fragte sie wieder.

„Es geht kaum bis übers Knie, Fräulein Emmi“, und meine Stimme zitterte. „Wollen Sie hinüber?“

„Ich möchte gern“, und sie lächelte. „Aber nur so, daß du vor mir gehst.“

Ich rollte meine Beinkleider bis über die Knie auf. Ich sprang in das Wasser und ergriff ihre schmale, brennende Hand. Ich führte sie. Aber ohne sie anzusehen. Ich sah auch nichts.

Wir mochten noch nicht ganz in der Mitte sein, als sie erschrak:

„So geht es nicht, hu! . . . Kehren wir um . . .“

Wir standen wieder am Bachrand, einander gegenüber. Das Wasser umspülte ihre runden Knöchel. Sie sah mich an:

„Besprenge mir die Füße, Hänschen . . . Gut?“

Sie scherzte bereits.

Ich beugte mich nieder und besprengte ihre Füße. Sie klopfte mir auf den Kopf:

„Oh, du Dummkopf, du! Mit den Händen! Du hast doch keine Angst!“

Ich berührte ihre Knöchel. Ich erbehte davon. Sie lachte:

„Oh, wie geschickt ihr seid, ihr Männer!“

Als sie das sagte: „Männer“, lachte sie still.

In großer Hitze und sehr ungeschickt waltete ich meines Amtes. Das mochte sie amüsieren, denn sie forderte mich immer wieder auf: „Du darfst auch weiter oben, Hänschen . . . Ich werde dich nicht beißen“, und sie kicherte wieder unterdrückt in sich hinein. „Und übrigens warst du ja auch mein Ritter. Nicht wahr?“

„Jawohl“, murmelte ich vor mich hin, in unglaublicher Verlegenheit.

Denn sie hob ihre Röcke unbemerkt höher. Ich wußte nicht mehr, was ich tat: war ich lebendig oder tot? Ich besprengte ihre kleinen Füße, und plötzlich ertappte ich mich dabei, daß ich mit den Händen in

die Nähe ihrer Knie gelangt war. Sie aber spielte vorsichtig, lockend mit ihrem Köckchen. Und dann geschah es, daß ich, als meine Finger über ihre Knie gerieten, auch an ihr ein Zittern wahrte . . . Mir schwindelte . . .

„Nun, Hänschen, wird es?“ sagte sie ernst.

Ich stotterte:

„Ich weiß nicht . . . Ich weiß nicht . . .“

„Ein Nichtsnuß bist du!“ und ihre Stimme klang streng.

Sie machte zwei Schritte nach rückwärts aufs Trockene. Ich wankte ihr nach. Sie hielt ihre kurzen Röcke noch immer so über ihren Knien. Sie war bereits zornig und stampfte mit dem Fuße.

„Küsse meine Knie!“

Ich sank vor sie hin, umfaßte ihre Knie. Mein Kopf fiel in diesem Augenblick abwärts.

Sie mochte sehr erschrocken sein, denn sie fing mich auf und legte mich ins Gras. Sie beugte sich über mich:

„Was fehlt dir, kleiner Junge?“

„Ich weiß es nicht, Fräulein“, stöhnte ich. „Ich weiß es nicht . . . Mein Kopf . . .“

Sie setzte sich neben mich ins Gras, zog meinen Kopf an sich und hielt ihn fest in ihren Armen.

Mein Kopf lag auf ihren kleinen, heftig bewegten Brüsten. Sie sah mir in die Augen, streichelte mich, küßte mich. Sie hatte Angst bekommen, schluchzte erschrocken:

„Mein Gott, was habe ich getan! . . .“

„Lassen Sie mich in Ruhe, Fräulein Emmi“, flehte ich sie an.

Sie ließ mich los, erhob sich. Der junge Herr rief herüber:

„Was machst du so lange?“

Das Mädchen zog da bereits hastig ihre Strümpfe an. Sie antwortete gutgelaunt:

„Ich komme gleich, junger Herr! Haben Sie keine Angst, ich lebe noch! Aber fast wäre ich von einem großen Fisch verschluckt worden! Hu!“

Und sie mimte ein Zittern. Diese Unbekümmertheit war erzwungen, denn dazwischen warf sie forschende, besorgte Blicke auf mich. Als sie fertig war, nahm sie mich bei der Hand und führte mich so neben sich. Und als wir nach einer halben Stunde eine Ackerrille entlang heimwärts eilten, drehte sie sich öfter nach mir um mit einer mütterlichen Miene. Als bekümmerte sie etwas. Ihr Herz war mir wohlgesinnt wie immer:

„Auch du wirst mich vergessen, Hänschen . . .“

„Niemals, Fräulein Emmi“, sagte ich zu ihr, aber nicht mehr mit dem alten Vertrauen.

Ich konnte jahrelang nicht verstehen, was das Mädchen an jenem Nachmittag mit mir vorhatte? Ihre Verwegenheit erschreckte mich, denn bis zu dieser Zeit hatte sie dergleichen nicht einmal in Gedanken angestrebt. Heute ahne ich bereits einige Zusammenhänge nach dem Ereignis, das in der darauffolgenden zweiten Nacht eintrat . . . Fräulein Emmi war an jenem Nachmittag am Bachrand nicht mehr ganz bei Sinnen.

Im übrigen hatten es die Ereignisse alle auf jenen Nachmittag abgesehen. In jenen Tagen waren wir alle so verwirrt, daß ich mir noch gar nicht mit meinen Gefühlen um Fräulein Emmi im klaren war, als sie plötzlich spurlos verschwand. Und ihre Mutter weinte um sie den ganzen Sommer lang vergebens.

Heiße und blutige drei Tage folgten auf diese Szene am Bachrand.

. . . Die Abenddämmerung lag schon zwischen den Bäumen des gräßlichen Gartens, als wir heimkamen. Vor der Veranda lud ich die Gerätschaften ab und eilte ohne Gruß heimwärts. Ich stahl mich

den rückwärtigen Gartenzaun entlang, und es schien mir, als lauerten hinter dem Wirtschaftshofe und in den dunkleren Teilen des Gartens mit Heugabeln bewaffnete Männer auf irgendeinen Feind. Einmal glaubte ich auch Brugos zu sehen, wie er hinter dem Zaune ängstlich spähende Blicke um sich warf.

Daheim angelangt, brachte mich meine Mutter zeitig im Vorderhause zu Bett. Der Oberkosaß zeigte sich noch immer nicht. Aber nachts schrak ich aus dem Schlafe auf, weil er im Zimmer auf und ab ging. Manchmal stellte er sich mit gekreuzten Armen vor das kleine Fenster und blickte mit rückwärts gebeugtem Nacken anhaltend in die Sommer- nacht hinaus. Es mochten ihn große Leidenschaften peinigen, denn sein Geiernacken flammte vor Röte . . .

Auch das ging vorüber. Ich erwachte noch etwa dreimal, und der Oberkosaß kämpfte noch immer mit seinen Leidenschaften. Auf dem schmalen Fensterchen lag schon der kalte Hauch des Morgens, und der Alte stand noch immer davor mit gekreuzten Armen.

Als ich zum letzten Male aufschaute, schien die Sonne ins Zimmer, und Großmutter erzählte mit großer Angst, der Oberkosaß sei zur Stadt gegangen, weil der Richter heute in seinem großen Prozeß mit Brugos die Entscheidung sprach. Er nahm niemanden mit sich. Er lenkte die Pferde persönlich, nur der alte Andreas Pikor kletterte neben ihn in den Sigi.

Dieser Tag verstrich unruhig. Um die Mittagszeit stieß ich auf Baudi in der Ecke des Gartens unter der kleinen Kapelle. Mein Kamerad winkte von weitem und erzählte mir als Neuigkeit, daß sein Vater wegen des Prozesses zur Stadt gereist sei. Und er fügte eilig hinzu:

„Auch Onkel Geza ging fort und wird niemals wieder kommen . . .“

„Er ging fort?“ Ich sah ihn erstaunt an. „Und weshalb ging er fort?“

Da erzählte Bandi alles, vom Anfang bis zum Ende. Daß es gestern abend im Hause eine große Auseinandersetzung gegeben habe. Gegen Ende des Abendbrotes brachte sein Vater vor, daß er morgen mit dem Oberkofaken abrechnen werde, mit diesem Schmutzfaß. Emmi stellte darauf den Alten an, er möge meinem Großvater verzeihen, und auch ihre Mutter warf dazwischen, daß es sicherlich eine schöne Handlung von ihm wäre, denn im Grunde genommen sei der Oberkofak ein ordentlicher Mensch, nur die Armut erbittere den Unglücklichen so sehr. Aber Brugos schüttelte nur den Kopf, und als sie ihn weiter anflehten, geriet er so in Zorn, daß er den Tisch mit den Fäusten bearbeitete. Dann schrie er Emmi an, sie möge schweigen; denn es sei eine offensichtliche Schande, wie sie es triebe, da sie mit jungen Männern in der Gegend herumstreife. Ein Wort gab das andere, und Emmi begann zu weinen; auch der junge Herr trat dazwischen, worauf ihm der Alte heftig entgegenete, daß er seine Tochter nur einem anständigen Menschen zum Weibe gäbe . . .

„Onkel Geza“, fuhr Bandi fort, „fuhr heute morgen mit dem Wagen zur Bahn. Er nahm von niemandem Abschied. Nicht einmal Emmi begleitete ihn.“

Diese Neuigkeit verwirrte mich. Und obgleich ich reichlich Grund gehabt hätte, Fräulein Emmi etwas übelzunehmen, tat sie mir jetzt doch im Herzen leid. Ich sah sie an diesem Tage nicht, nur für ein, zwei Augenblicke um die Kaffeestunde, als ich durch den Garten zum Wirtschaftshofe eilte. Meine Großmutter, die Frau des Oberkofaken, schickte mich mit der Nachricht zu meinem anderen Großvater, er möge am Abend unbedingt zu uns herüberkommen, da sie sich vor der kommenden Nacht sehr fürchte . . .

Ich eilte beklommen durch den Garten, in welchem schon die langen Schatten der Bäume lagen. Und während ich am Schlosse vorbeilief, tauchte auf der obersten Stufe der Veranda Fräulein Emmi

auf. Sie war bleich, sehr bleich. Ich grüßte sie; sie erwiderte meinen Gruß nicht. Vielleicht bemerkte sie mich gar nicht. Sie stand dort in einem taubengrauen Reisefleid, und ihre Blicke wanderten über die Gegend . . .

Einmal wandte ich mich noch um: Ich sah sie nicht mehr. Mit wachsender Beklemmung eilte ich weiter gegen den Wirtschaftshof, wo das mächtige Tonnendach in wenigen Tagen fertig sein mußte.

Wie ich aus dem Garten trat, hörte ich wirre, erschrockene Rufe, gerade aus der Richtung der Tenne. Ich sehe hin, mit stockendem Herzen. . . Da gewahre ich, daß im selben Augenblick der große Hauptbalken erbebt, wankt, langsam abwärts gleitet unter großem Gepolter, die Hälfte des neuen Daches im Fallen mit sich reisend . . . Die Tenne knarrt und dröhnt, eine Staubwolke qualmt aus dem Dach, überall ist Geschrei und Gekreische, und als der Rauch verweht, steht mein Großvater allein oben . . . Er wankt, fast stürzt er schon, aber plötzlich greift er nach einer Stange und zwingt sich in gerade, soldatische Haltung. . . Die Burschen, unter ihnen mein Onkel, eilen fliegend die Leiter hinauf . . . Auch ich renne in seine Richtung, sinnlos renne ich . . . Als ich bis zum Dach hinaufleuchte, steht mein Großvater, der berühmte Zimmermann, im Kreise der Gesellen da, er hält sich noch immer an der Stange, und von seiner linken Schläfe rieselt in dünnem Strahle sein Blut. . . Dort hatte ihn der Hauptbalken erwischt . . . Da steht der Alte in der Mitte, sein vergilbtes Haar flattert auf über seiner Stirne. Aber sein Gesicht verliert immer mehr an Farbe, schon ist es gelber als sein Haar. . . Er steht dort oben, mein Großvater, und seine brechenden Augen gleiten noch einmal über die Gegend . . . Über die Weizenfelder, wo seit dreißig Jahren er den Knechten und Treibern befohlen hatte; über die fernen Hügel und Wälder, die an diesem Abend im roten, goldigen Licht leuchteten; und er sah lange, sehr lange auf die blauen, märchenhaft fernen Berge und auf die Grate der weißsprühenden Gletscher . . . Der Alte

schaute, schaute . . . Sein Mund bewegte sich leise, als spräche er zu sich selbst . . . Und seine Gesellen sehen ihn an mit schwerem Herzen. Erst schluchzte mein Onkel auf:

„Vater . . .“

Der Alte erbehte, als wäre er von einer weiten, weiten Reise zurückgekehrt. Mit großer Anstrengung stand er kerzengerade, so daß seine hohe Gestalt weit über seine Gesellen hinausragte. Und dann winkte er sie der Reihe nach zu sich. Er gab jedem die Hand.

„Ihr wart mir gute Gehilfen, ich danke euch . . . Jedem schlägt einmal die Stunde . . . Ich bitte euch, Freunde, erinnert euch manchmal an mich . . .“

Die Gesellen nahmen mit Tränen in den Augen Abschied von ihrem Meister. Dann trugen sie ihn vorsichtig hinab. Unten stützten ihn zwei unter den Achseln, denn mein Onkel war schluchzend vorausgelaufen. Der Alte bemerkte mich, winkte mich zu sich. Dicke Tränen kollerten über meine Wangen. Er legte mir die Hand auf den Kopf:

„Alles vergeht einmal, mein Sohn, nur die Ehre bleibt übrig . . . Vergiß nie, was ich dir jetzt gesagt habe, denn morgen werde ich sterben . . .“

„Großvater, lieber Großvater!“ Ich rang die Hände.

Der Alte winkte, ich möge mich beruhigen. Und von zwei seiner Gesellen gestützt, trat er seinen letzten Weg an, den er auf dieser Erde gegangen ist.

Im Hause brach ein großes Weinen und Wehklagen los. Meine Großmutter, meine zwei Tanten jammerten, die Nachbarn liefen zusammen, und alle begannen ihn bitterlich zu beweinen. Denn mein Großvater hatte ein Leben geführt wie ein Heiliger, und so bemitleideten sie ihn um sein jähes Ende. Mein Onkel spannte die Pferde ein, um meine Mutter zu holen, andere liefen in alle Richtungen auseinander, um die Kunde vom plötzlichen Ende des Zimmermannes zu verbreiten.

Urgroßvater schlummerte auch jetzt in seiner Ecke. Und während er manchmal die müden Lider hob, sagte er soviel:

„Hej . . . haj . . .“

Dann schloß er die Augen wieder und schlummerte weiter.

Unerwartet tauchte auch mein Vater von irgendwoher auf. Er hörte sich die Einzelheiten tiefbekümmert an, dann spannte auch er die Pferde ein. Er wollte ins vierte Dorfhinübereilen, um den Arzt zu holen.

Mein Großvater aber lag auf dem Bett in der inneren Stube. Seine Schläfe war verbunden, aber auch durch den Verband sickerte in blassem Rot das Blut. Er lag da, langgestreckt, unbeweglich: sein Gesicht war wächsern. Er hob die Augen schon selten, wenn jemand nahte.

Immer mehr und mehr arme Leute kamen. Die Männer standen mit zerwehten Schnurbärten in der Stube, die Weiber kauten an den Enden ihrer Kopftücher, still vor sich hin schluchzend. Und als schon so viele da waren, daß ein großer Teil bereits in der Vorhalle stand, erschien unerwartet meine andere Großmutter, die Frau des Oberkosaen. Sie war verwirrt, die Arme, ihre Rede war kaum zu verstehen:

„Er ist aus der Stadt zurück und hat den Prozeß verloren . . . Gütiger Gott, was wird er jetzt beginnen!“

Dann begann auch sie über das Schicksal des mit dem Tode Ringenden zu klagen. Obgleich sie ohnedies genügend Grund zum Kummer hatte.

Spätabends kam der Arzt. Er blieb etwa eine halbe Stunde. Als er aus der Stube kam, zeigte er mit den Handflächen an, daß alles vergebens sei.

Mich hatte meine jüngere Tante bereits in das Haus des Oberkosaen gebracht. Denn meine Großmutter wagte es nicht, heimzugehen. Sie befürchtete, daß der Oberkosa in dieser Nacht irgend etwas Schreckliches ausbrüten werde.

Meine Tante führte mich an der Hand durch den gräßlichen

Garten, damit wir schneller zum Ziel gelangten. Es war schon Nacht, tödliche Stille. Ich hatte an diesem Tage soviel mitgemacht, daß ich mit wirrem Kopf an der Seite meiner Tante daherlief, und überdies war ich schläfrig. Und in manchen versteckten Teilen des Gartens schien es mir, als stünden mit Heugabeln bewaffnete Männer Wache in der Nacht. Es überlief mich kalt, denn ich dachte an den Oberkosaak mit seinem großen Zorn. Der Mond war noch nicht auf, nur die Sterne glänzten mit kalten Augen und wanderten über ihre geheimnisvollen himmlischen Bahnen. Hier und dort stiegen blasser Nebel aus irgend-einer Ecke des Gartens auf . . . Und einmal sah ich, erschauernd, daß die Tochter jenes alten früheren Verwalters geräuschlos über einen der Pfade huschte . . . Sie verschwand zwischen den Bäumen und tauchte in der Ferne wieder auf . . . Von Gestalt und in den Bewegungen glich sie auf ein Haar Fräulein Emmi . . . Sie sah sich mehrmals nach dem alten Schloß um . . . Dann verschwand sie endgültig im dichtesten Teil des Gartens, wo das Marienbild steht . . . Es schnürte mir die Kehle zu, und ich wagte meiner Tante nichts zu sagen . . . Ich hatte Angst, große Angst . . .

Aber was in dieser Nacht noch geschah!

Als wir in das Vorderhaus traten, schrakten wir an der Schwelle zurück. Denn in der Mitte der Stube stand der Oberkosaak, mit zum Zerreißen gespannten Gesicht, vorn über gebeugt, und brüllte gerade in sinnloser Wut Joseph Paczal an. Joseph Paczal stand vor der Ofenbank, ein Bein über das andere geschlagen, die Brust hervorgereckt. Der bejahrte Pikor hieb dröhnend auf den Tisch, Georg Bajda schob seine Handflächen mit selbstbewußter Miene in seinen kupferbeschlagenen Geldgürtel. Im schrecklichen Qualm sahen wir im ersten Augenblick nichts als Georg Bajdas Geldgürtel, dessen Kupferknöpfe bleich durch den Rauch glimmten. Der Oberkosaak schrie Joseph Paczal mit gespreizten Beinen und hervorquellenden Adern zu:

„Und jetzt marsch, wie ich es befohlen habe! Du gehst von drüben unter den Gärten, ich von der Hoffseite! Zum Teufel mit diesem Hund! Und wenn du ihn früher triffst, schlage ihn nieder ohne Umstände!“

Meine Tante zog sich in das Hinterhaus zurück. Dann gingen wir zu Bett und lauschten zusammengekauert und zitternd.

Bald darauf wurde es still. Die drei Kosaken und Joseph Paczal schlichen aus dem Hause. Durch das schmale Fenster dämmerte in bläulichem Licht die Nacht herein.

Ich schlief ein vor Kummer.

Aber ich schrak einmal auf, denn man hörte von draußen Lärm und ein Wirrwarr von stampfenden Füßen. Ich fürchtete mich und rief meine Tante. Aber meine Tante war nicht mehr im Zimmer. Zitternd lief ich hinaus und blieb auf der äußeren Türschwelle stehen.

Was ich sah, nahm mir den Atem.

Im milden Blau der Nacht schrak das ganze Dorf auf. Von links, von der Seite des herrschaftlichen Gartens, stieg schwarzer Qualm gegen den Himmel: Ein rotes Leuchten stieg krachend zwischen den Bäumen auf. Das Dach der Tenne, von welchem man noch heute abend meinen Großvater sterbend herabgeholt hatte, schwankte im Feuer. Im Halbdämmer rannten schreiende Gruppen über die Straße mit Stangen, Eimern, und ihr wildes Geschrei erschreckte mich:

„Feuer! Feuer!“

Lärm und Geklirr tönte auch aus dem gräflichen Garten. Die Hunde heulten unter den Gärten, und die Mesner hingen sich an die Glockenstricke der zwei Kirchen. Die Tenne krachte und splitterte, und da, als mein wirrer Blick in übernatürlicher Angst über unseren Hof glitt, gewahrte ich im äußersten Ende des langen Hofes hinter den Stallungen auf dem Gipfel des Misthaufens den Oberkosaken . . . Er stand dort, nach vorn gekrümmt, und seine Schnabelnase hob sich scharf vom purpurnen Hintergrund des Feuers ab . . . Er stand dort wie ver-

krampf, sein Haar baumelte ihm in die Stirne, und spähte hartnäckig in die Ferne wie ein beutegieriger Geier . . . Er stand reglos im flackernden Schein des Feuers . . .

Ich begann bitterlich zu weinen. Denn ich wußte bereits, daß es mit dem Oberkosaken ein schlechtes Ende nehmen würde. Der Lärm, das Geschrei und das Gejammer der Glocken wuchs an, und plötzlich schlug von weitem in der Gegend des jenseitigen Endes des gräßlichen Gartens ein zweites Feuer hoch, dort, wo die Heuschöber standen . . . Schwarz brach der Qualm hervor, und durch den Qualm wogten bereits blutrote Flammenbüschel . . . Zwei Flintenschüsse knatterten aus der Richtung der Heuschöber herüber, und ein dumpfes Dröhnen war in ihrem Gefolge . . .

Der Oberkosak stand dort am Gipfel des Misthaufens, und hinter ihm schlug das Feuer schon bis zu den Baumkronen hinauf. Aber er stand hier, reglos wie ein Verfluchter. Er weidete sich an der Zerstörung.

Weinend schlich ich in die Stube zurück, und halb erstarrt schlief ich ein.

Zeitig in der Frühe huschte ich in die Vorhalle hinaus. Die Zenne war vermutlich schon niedergebrannt, denn hinter den dichten Bäumen stieg nur mehr dünner Rauch zum Himmel. Die Straße war tot, und alle Häuser waren erstorben. Von den Heuschöbern her qualmte der Rauch noch als dicke, übelriechende Säule, und Ruß und Asche schwebten über die Häuser. Den Oberkosaken sah ich nirgends.

Laufend eilte ich zum Hause meines anderen Großvaters. Als ich gerade in den Wirtschaftshof einbiegen wollte, rannte mir mein kleiner Kamerad Bandi entgegen. Er war übernächtigt und schlotterte.

„Was ist geschehen, Bandi?“

„Ach, ach . . . Meine Mutter wird gleich sterben . . .“

„Was fehlt ihr denn?“

„Weißt du's noch nicht?“ Und er streifte mich mit einem wichtigen Blick. „Meine Schwester ist gestern abend verschwunden . . .“

„Fräulein Emmi?“

„Nun freilich. Und meine Mutter stirbt fast, denn es ist sicher, daß Onkel Geza sie holen kam und sie entführt hat. Jetzt suche ich meinen Vater, aber ich weiß nicht, wo er sein mag, denn seit den Brandstiftungen finden wir ihn nicht. Weißt du schon, daß mein Vater Joseph Paczal erschossen hat?“

„Wann? Wo?“

„Wann? Heute nacht! Denn er sah, daß er den Schober anzündete, und da schoss er zweimal auf ihn wie auf einen Hund. Und der eine Knecht hat gesehen, daß dein Großvater die Tenne anzündete, die dein anderer Großvater erbaut hat . . .“

Die Sonne ging gerade über dem Horizont auf, und ich stand vor Bendi und sah und hörte nichts mehr.

Männer und Frauen kamen mit verschmierten Gesichtern, ruhig von den Heuschobern zurück. Sie plauderten zankend, andere drohten oder fluchten laut. Ich ging mit ödem Kopfe weiter zum Hause meines Großvaters, und erst jetzt dachte ich daran: ob ich den heiligen Alten noch lebendig antreffen würde? Bendi folgte mir, ohne zu wollen.

Das Haus war voll. Hier sah ich meine Großmutter mit übernächtigen Augen, meine beiden Tanten und auch meine Mutter war schon eingetroffen. Ich sehe ihr mildes, bleiches Gesicht noch heute, wie sie still in ihre Schürze schluchzte. Sie bemerkte mich, beugte sich über mich und nahm mich in ihre Arme, während ihre heißen Tränen über mein erschrockenes Antlitz niederperlten. Urgroßvater saß auf der Ofenbank und nickte für sich, er schien irgend etwas gutzuheißen. Urgroßvater war nicht schläfrig, denn er war so bejahrt, daß er in Wahrheit eigentlich nie schlief. Vor sich hindämmern, lauerte er in der Ecke, Tag und Nacht in gleicher Weise.

Mein Vater und mein Onkel standen in der inneren Stube vor dem Bett des alten Mannes. Dort lag mein Großvater lang ausgestreckt. Seine Farbe war bereits gelb, vollkommen gelb. Er lag reglos im Bett und bewegte nur in großen Pausen die Finger seiner rechten Hand. Als erwartete er jemanden.

Nachts hatte er noch mit seiner Umgebung gesprochen. Er erfuhr noch von Joseph Paczals hundeelendem Ende, von der Brandstiftung des Oberkofaken und der Entführung des Verwalterfräuleins . . . Nachsinnend starrte er den Deckenbalken an und flüsterte seinem Sohne vernehmlich zu, man möge den Pfarrer und den Verwalter rufen. Der Pfarrer war seither gekommen, reichte ihm die letzte Dlung und ging fort. Aber Brugos verspätete sich. Ihn erwartete er so sehnstüchtig, der Arme.

Plötzlich entstand Bewegung im zweiten Zimmer. Im gleichen Augenblick trat der Verwalter ein.

Wir erkannten ihn kaum wieder. Sein Rock war an zwei Stellen zerrissen, er hatte dunkle Ringe unter den Augen, sein Haar war zerzaust. Er trat an das Bett, ergriff meines Großvaters Hand und sagte zu ihm mit viel Traurigkeit:

„Balogh, Balogh, mein bravster Mann . . . Wollen auch Sie mich verlassen?“

Seine Stimme bebte, während er dem Alten die Hand drückte. Mein Großvater sah auf. Das Licht einer anderen Welt leuchtete schon in seinen Augen. Er sagte ruckweise und schwer:

„Danke, gnädiger Herr . . . Denken Sie . . . an meine Familie . . .“

„Balogh . . . Balogh . . . mein bravster Mann“, seufzte der Verwalter.

Mein Großvater sah ihn lange an. Sein Mund bewegte sich schwer.

„Die Fenne war . . . meine Arbeit . . . Mein Sohn wird sie . . . von neuem . . . aufbauen . . . Verzeihen Sie . . . allen ihren Feinden . . ., gnädiger Herr . . .“

Sein Kopf fiel seitwärts in die Kissen.

Der Verwalter sah seinen treuesten, toten Mann mit tiefem Kummer an, und er stand nun da neben dem Bette; lange stand er so. Ich lief hinaus, als ich sah, daß meines Großvaters Kinn herabfiel. Ein großes Weinen und Wehklagen brach im Hause los. Erst auf der kleinen Brücke machte ich halt, denn ich fürchtete mich vor toten Menschen.

Die Straße war voller Menschen, die mit furchtbarer Anstrengung beide Feuer gelöscht hatten. Vom oberen Dorfende her trat plötzlich atemloses Schweigen ein.

Zwei Burschen brachten dort auf einer Karre Joseph Paczal. Seine Beine baumelten am Ende der Karre herab, seine Arme hingen seitwärts herunter. Sein Gesicht konnte man nicht sehen, weil sie sein frempenloses verwegenes Hütchen darüber gebreitet hatten.

So brachten sie ihn in tödlichem Schweigen zum Hause seiner Mutter.

Und dann ergriff mich eine neuerliche und noch stärkere Beklemmung. Denn die Dorfstraße herunter kamen vier Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett in soldatischer Doppelreihe. Im gleichen Augenblick eilte meine Großmutter, die Frau des Oberkofaken, aus dem Hause zu mir mit verwüstetem, altem Gesicht. Sie nahm mich bei der Hand:

„Heute bleibst du bei uns.“

Und flüsternd sagte sie noch:

„Heilige Mutter Gottes, nur das eine Mal erbarme dich noch . . .!“

Inmitten der brausenden, drohenden Menge zogen wir die Straße abwärts. Vor uns führten sie Joseph Paczals Leichnam auf

der Karre, hinter uns kamen die vier Gendarmen im Taktschritt, ohne mit der Wimper zu zucken.

Wir waren nicht mehr weit von unserem Hause entfernt, als die Hand meiner Großmutter erbehte. Ich schaute auf. Und da erblickte ich den Oberkosaken, wie er in herausfordernder Haltung in der Vorhalle stand. Sein Haar war vollständig verwirrt.

Als er die Gendarmen bemerkte, schien es, als wankte er einen Augenblick. Aber dann stieß er bitterlaut den Ruf aus:

„Kosaken! He, Kosaken!“

Aber die Kosaken zeigten sich nicht.

Dann sah er sich um, mit noch mehr verbitterter Miene; weil ihm jedoch niemand zu Hilfe kam, schnaubte er kräftig und sprang mit großem Zorn in das Vorderhaus zurück. Und dann tauchte er wieder auf mit der Art. So erwartete er die Gendarmen.

Großmutter rief ihm händeringend von der Straße zu:

„Sei vernünftig, Michael!“

Der Oberkosak beachtete sie nicht. Er stand sprungbereit in der Tür. Das halbe Dorf drängte sich auf der Straße und beobachtete mit angehaltenem Atem die letzten Vorbereitungen des alten Mannes . . . Die Gendarmen marschierten mit aufgezogenem Bajonett zur Tür hinauf. Der Oberkosak schlug mit einer blitzenden Wendung das erste Bajonett beiseite, daß es nur so krachte und warf sich auf den zweiten Gendarmen. Aber vorläufig drängten sie ihn in das Vorderhaus zurück.

Und jetzt begann drinnen ein furchterlicher Kampf: die letzte Schlacht des Oberkosaken. Fußestampfen, das Krachen der Art, der Lärm des Gefechtes waren zu hören. Dann fiel das eine Fenster klirrend samt dem Rahmen vor das Haus. Dann entstand Schweigen.

In taubem Schweigen stand die Menge. Nur meine Großmutter schluchzte.

Und jetzt tauchten die vier Gendarmen auf und der Oberkosak in ihrer Mitte. Seine Handgelenke gefesselt, tief in das Fleisch. Das Blut floß ihm aus dem Haar und träufelte über die Stirne herab. Auch sein Gesicht war blutig.

Die Gendarmen stießen ihn in den Hof hinab und bildeten ein Viereck um ihn. Der Oberkosak blickte über das versammelte Volk hinweg, aber keiner von den Kosaken war zu sehen. Da gewahrte er meine Großmutter. Er schrie sie an:

„Was heulst du da?“

Der Wachtmeister stieß ihm in die Seite:

„Marsch!“

Sie schritten aus, das Dorf entlang. Der Oberkosak schüttelte seine blutige Mähne. Dann spuckte er.



Auch das ging freilich vorbei, wie alles vorbeigeht. Die Jugend, die alte Frische, die Trauer. Und auch wir tauchen einmal unter, ohne eine Spur zurückzulassen. Genau so unbemerkt, wie wir einmal diese Welt betraten.

Nach zwei Wochen sprach schon fast niemand von der frechen Brandstiftung. Mein Großvater lag auf dem Friedhof, und am gleichen Tage mit ihm wurde auch Joseph Paczal verscharrt. Die drei Heuschöber waren abgebrannt; nun, was mehr? Und den Wiederaufbau des Tennendaches begann mit junger Kraft mein Onkel mit den alten Gefellen. Denn Brugos tat ihn an Stelle meines Großvaters.

Der Verwalter fuhr übrigens mehrmals zur Stadt, doch jedermann wußte, daß ihm nichts weiter geschehen werde. Denn auf Joseph Paczal hatte er pünktlich in jenem Augenblick geschossen, als der mit dem Feuer unter dem Schober arbeitete. Auch munkelte man, daß er mit aller Kraft an der Befreiung des Oberkosaken arbeite. Anscheinend hatte er die Bitte meines sterbenden Großvaters erhört, allen seinen Feinden zu vergeben. Und dann hatte nur ein einziger Knecht den Oberkosaken in jener Nacht auf dem Tennendach gesehen. Ein Knecht aber konnte vor dem Richter nichts anderes aussagen, als ihm Brugos befehl.

Der Verwalter hatte sich in diesen paar Wochen sehr verändert. Ich bereitete mich um diese Zeit mit Vandi schon auf die Prüfung

vor, und gewöhnlich steckten wir unter den Blüthen des Gartens beisammen. Mehr als einmal sahen wir den Alten, wie er mit rückwärts verschränkten Armen irgendeinen der Gartenpfade entlang schritt und zu sich selbst sprach. Sein Nacken war magerer geworden, und auch sein Bauch schwippte nicht mehr so auf und nieder wie ehemals. Sein Schnurrbart baumelte abwärts.

Fräulein Emmis unerwarteter Verlust beschäftigte auch mich sehr. Mein Herz hing um sie. Wir tranken den Kaffee mit Vandi jetzt nur zu zweit, denn seine Mutter ließ sich nicht blicken. Es war Schweigen, großes Schweigen in den Zimmern. Auch Vandi wußte nichts weiter; nur in der zweiten Woche kam er in großer Erregung mit der Nachricht, Emmi hätte einen Brief geschrieben, gemeinsam mit ihrem Gatten. Denn sie hatten schon am nächsten Tage in Kassa geheiratet. Das Unglück war also nicht einmal ernstlicher Natur.

Ein Tag nach dem anderen verging. Meine Großmutter, die Frau des Oberkosaken, weinte noch eine Zeitlang im Hause, dann aber kehrte allmählich ihre Laune zurück, was ich bei ihr seit meiner ganz fernem Kindheit nicht erlebt hatte. In der argen Buße des Oberkosaken ahnte sie „einen Fingerzeig Gottes“ und schickte sich darein. Ein-, zweimal suchte ich auch das Haus meines verstorbenen Großvaters auf. Brugos hatte meine Großmutter bereits beruhigt, daß sie bis an ihr Lebensende in dem Hause wohnen dürfe und auch ihre vierteljährliche Unterstützung erhalten werde.

Das Haus war still, und alle gingen auf den Zehenspitzen. Nur der Urgroßvater kauerte, vor sich hin dämmernd, in der Ecke. Wenn er mich erblickte, winkte er mich zu sich und zog die rechte Braue hoch:

„Ist er noch immer fort?“

Ich wußte gleich, daß er den Oberkosaken meinte.

„Er sitzt im Kerker, Großväterchen.“

„So, so“, und er nickte. „Auch Christus litt um die Wahrheit. Nun, wenn er wieder zum Vorschein kommt, dann sage ihm, er möge mich besuchen, weil ich ihm die Hand drücken will. Der junge Mann gefällt mir, das Feuer möge die großen Hunde alle fressen! Ich will ihnen allen den Bauch aufschneiden, der Frost möge sie schütteln, wenn ich erst zornig werde!“

Ich ließ den Alten in großer Aufregung zurück. Vor Zorn bearbeitete er die Ofenbank mit seinen kraftlosen Händen.

Die Tage vergingen. Die Kosaken waren nicht mehr zu sehen. Seit ihr Anführer gefangen war, zerfielen sie ungeteilt in die vier Weltgegenden.

Die Saaten wurden gelb und wogten im schwachen Winde unentwegt in der ganzen Gegend, als Brugos eines Vormittags in seinem Sonntagsanzug zur Stadt fuhr. Und in der gleichen Nacht kam der Oberkosak heim.

Es war spät, als er in die Vorhalle trat. Er wünschte einen guten Abend, dann sprach er nichts mehr. Er verzehrte sein Abendbrot, stützte unter der Hängelampe die Ellenbogen auf den Tisch und starrte vor sich hin. Sein Haar war zerraut, und viel Gebeugtheit saß in seinen Augenwinkeln. Wie lange er so in großer Einsamkeit dasaß, wußte ich nicht, denn ich schlief ein. Am nächsten Morgen sagte meine Großmutter nur, daß der Alte in der Morgendämmerung in strammer Haltung die Hekpeitsche umgehungen hätte und in die Ebene von Mezpest geritten sei.

Er kehrte erst am Nachmittag heim. Er schien ruhiger. Eine Zeitlang beschäftigte er sich um den Stall, dann kam er zurück und blieb in der hohen Vorhalle stehen. Und so blieb er, reglos. Denn von der Straße trat in diesem Augenblick Brugos in unseren Hof. Er hielt auf den Alten zu und grüßte:

„Ich wünsche einen guten Tag!“

Der Oberkosak stieß mit dem Finger an die Hutfrempe.

Brugos blieb im Hof stehen, der Alte stand droben in der Vorhalle. Er stand da und sah den Verwalter mißtrauisch an. Aber er schien es sich zu überlegen, denn er fragte:

„Wünschen Sie etwas, gnädiger Herr?“

Der Verwalter war traurig.

„Ich komme zu Ihnen, Michael, weil man nächste Woche mit der Ernte beginnen müßte. Es ist schon zu spät, nach den Slowaken nach Hranyica zu schicken; aber ich habe überhaupt daran gedacht, daß wir diese Frage auch jetzt so erledigen sollen, wie in früheren Jahren. Übernehmen Sie's mit Ihren Leuten . . .“

Der Oberkosak stand reglos droben in der Vorhalle und hörte sich jedes Wort ruhig an. Er antwortete nicht gleich. Als brausten zehn Jahre in ihm auf während dieser wenigen Augenblicke. Er sah in die Ferne . . . Dann kam er herunter, trat vor den Verwalter hin:

„Montag beginnen wir, gnädiger Herr.“

„Es ist gut, Michael, es ist gut“, sagte der Verwalter mild und gab ihm die Hand.

Noch am gleichen Nachmittage ging der Oberkosak zu Urgroßvater hinüber und blieb lange bei ihm. Ihre Meinungen mochten sehr auseinandergehen, denn als er abends heimkam, sagte er zu meiner Großmutter:

„Er hat eine häßliche Natur, dieser alte Mann. Er sagte mir ins Gesicht, daß ich ein verräterischer, feiger Hund sei!“

Inzwischen begannen sich die Kosaken zu versammeln.

Sie kamen vereinzelt aus allen Windrichtungen. Und sie redeten wenig, als schämten sie sich, daß sie den Oberkosaken im entscheidenden Moment so verlassen hatten.

Der erwähnte nichts über die Angelegenheit. Mit einfachen Worten gab er ihnen die Weisung, daß sie am nächsten Montag auf

den gräßlichen Feldern mit der Ernte beginnen würden, wie immer um diese Zeit. Die Kosaken begriffen auch aus diesem wenigen, daß der Alte sich mit Brugos endgültig versöhnt hatte. Sie ahnten daher, daß sie die Ebene von Mezpest auch im kommenden Jahre behalten würden.

Der Oberkosak entließ sie. Als sie fort waren, seufzte er tief auf. Er war nicht mehr der alte Oberkosak, der mit einem einzigen Schlachtruf seine Leute gegen Slowaken, Ungarn und Gendarmen führte. Als hätte ihn irgendein Ruck aus seiner bisherigen Bahn geworfen. Von da ab strich er schweigend um das Haus. Und nachts seufzte er auf seinem Pelz vor der Ofenbank.

Am Montag morgen begannen sie mit ihren blitzenden Sensen die Arbeit. Der Oberkosak führte die Reihe. Er schwang die Sense mit dem Schwung beider Arme, die Saat sank vor ihm nieder, und die Kosaken blieben weit hinter ihm zurück. Dann kehrte er am anderen Ende der ungeheuren Tafel wieder um und flog in solchem Tempo zurück, daß seine Gestalt augenfällig größer und größer wurde. Die Kosaken schnaupen angestrengt hinter ihm her.

So hatten sie noch nie geschafft wie in diesem Sommer. Der Oberkosak leuchtete mit rabenschwarzen Armen und verschwitzter Mähne vorn, als zitterte sein ganzer zurückgedämmter Zorn im Sensengriff.

Furchtbare Hitze setzte ein: Die Fata Morgana kochte über der Ebene von Mezpest. Die Tage zogen sich unendlich in die Länge über der glühenden Gegend, und die kranken Sterne der allzu hellen Nächte glimmten kaum.

Unsere Prüfungen waren lang vorbei: Die Hundstage kamen.

Im Wirtschaftshof und auf den Huben ringsum begannen die gräßlichen Dreschmaschinen zu brummen. Wochen vergingen, heiße Wochen: Die Kosaken arbeiteten noch immer in verbissener Wut. Die Sonne tanzte sprühend über der Gegend, der Elevator spiehl das Stroh von sich, und der Oberkosak stand mit von Kleie durchsehten Haaren

auf der Maschine oben und streute die Garben in die Trommel. Mädchen und Frauen wechselten neben ihm ab im Zubringen. Der Oberkosak streute unerschütterlich weiter.

Es war schon im August, als sie endlich zu Atem kamen. Ernte, Dreschen, Einräumen war zu Ende. Am Abend dieses Tages kamen alle Kosaken beim Alten zusammen, um miteinander zu verrechnen. Sie waren schwarz wie Teufel.

Am oberen Tische saß wie gewöhnlich der Oberkosak; mein Vater und der bärenkräftige Georg Bajda führten mit lauter Stimme Verrechnung: Jedem das Seine. Der Qualm war groß, der Schnaps ging von Hand zu Hand. Dort saßen sie auf den Stühlen und Bänken, und anfangs schwiegen sie. Als schämten sie sich ein wenig vor dem Oberkosaken. Der Alte saß, versunken in seine eigenen Gedanken, da: Große Bitterkeit fraß in seiner Brust. Aber wie die Nacht allmählich weiter vorrückte, kamen neue Schnäpse zum Vorschein, und auch die Kosaken fanden ihre Stimme wieder. Die Haut spannte sich über ihre Backenknochen, jemand versuchte es neben der Tür mit einer Ziehharmonika, und die Kosaken verrieten große Unruhe. Und mit einemmal begannen sie zu singen: Wilde, aufpeitschende Gesänge. Und plötzlich sprangen sie auf, schwingen ihre bleiernen Stöcke über den Köpfen, hieben in den Rauch hinein und begannen im Kreise zu tanzen.

Die Augen des Oberkosaken blitzten auf, und die Kosaken johlten dröhnend:

„Nieder mit den Herren! Tod den Herren!“

Das ganze Haus dröhnte . . .

Kosaken, Kosaken! Ich sehe euch an, fast aus der Ferne eines Menschenalters. Und Wehmut und Rührung fällt in mein Herz, während ich zu euch zurückkehre, die ihr mir schon aus den Nebeln einer anderen Welt zuwinkt. Ich sehe euch in Armut: In fürchterlichem Kampfum das magere Leben, im glühenden Sommer und in den Schnee-

stürmen des Winters. Ich sehe euch nach der Einberufung als Soldaten auf fremder Erde kämpfend oder in großem Kummer am Neujahrstag Abschied nehmen, über die Landstraßen streifen, dem Herbststurm entgegenwandernd, mit Wölfen raufen, die Erde der großen Herren pflügen und sehe auch, wie ihr mit verbrauchten Gliedern hilflos neben den Pflügen der Herren niederfällt, und sehe euch in der Ackerfurche sterben ohne einen Laut . . . Auch eure Lieder höre ich noch, Kosaken! Aus der Ferne des Todes suche ich euch auf und höre immerfort euren traurigen Chorgesang. Im Brausen des Herbststurmes, in den harten Winternächten klingen diese herzzerreißenden Lieder mir zu, denn ich bin Blut aus eurem Blute, Kosaken . . . Jahre, ach, welche Jahre mich von euch trennen, die ihr seither aus dieser Welt gegangen seid, nackt: genau so nackt, wie ihr einst diese Welt betratet. Ihr seid fort und untergetaucht in den überirdischen Nebeln . . . Mit trüben Augen sehe ich euch nach: Manchmal dreht sich noch ein oder das andere Gesicht nach mir um, und es ist mir, als würde ich es erkennen. Vielleicht war es der arme Antal Turbis, vielleicht der überlegene Oberkosak. Auch mit der Hand winkte er mir zu, und sein Gesicht war sehr weiß . . . Mein Herz preßt sich zusammen, denn ich weiß, daß ihr mich ruft. Ein kurzes Leben noch: Dann lasse auch ich aus meiner müden Hand die Feder fallen, mein Nacken knickt ein, und ich mache mich mit unsicheren Schritten auf den Weg, in den ungewissen Nebel hinein. Und nach meiner schwankenden Gestalt blickt vielleicht genau mein Sohn oder mein Enkel, und ich wende mein Gesicht um und sehe sie mit zerquälter Miene an. Nackt gehe ich von hier fort, so nackt, wie ich einst diese Welt betrat. Nur unser Ruf wird bleiben, Kosaken!

. . . Die Kosaken tanzten noch immer: mit bebenden Stöcken, stampfenden Füßen, und sie fluchten laut auf die Herren. Auch der Oberkosak hatte sich bereits vom Tisch erhoben, er reckte die Brust heraus und klatschte mit den Handtellern zum Tanze.

Aber diese abendliche Laune der Kosaken war irgendwie gezwungen. Vielleicht machten sie diese großen Töne nur aus Gewohnheit, zur Erheiterung des Oberkosaken. Vielleicht fühlten sie, daß sie sehr an ihm gesündigt hatten, als sie ihn in seiner schweren Stunde verließen.

Sie blieben auch nicht lange, sondern gaben dem Alten nach einem letzten Schluß die Hand und verschwanden einer nach dem anderen in der blauen Nacht.

Als der Oberkosak allein geblieben war, verriegelte er vorsichtig die Türen. Dann nahm er die Lampe vom Haken, stellte sie auf die Ofenbank, breitete seine Bunda auf die Erde und setzte sich darauf. Und beim schwelenden Licht löste er den klirrenden Beutel von seinem Halse und leerte seinen Inhalt. Ängstlich lugte ich unter der Decke hervor, denn nie hatte ich soviel Geld in einem Haufen gesehen. Da lagen Gulden und Fünfkronenstücke, mindestens fünfhundert.

Der Oberkosak beugte sich vor, und seine spitze Schnabelnase hob sich verlezend scharf ab im russischen Petroleumlicht. Er beugte sich vor, und während er die Geldstücke mit einem Lappen blickschnell zu reinigen begann, sprach er zu sich selbst. Manchmal horchte er unerwartet auf: Ob in der Nacht kein Geräusch zu hören sei? Die Guldenstücke sah er der Reihe nach an, und wenn eines genügend blank war, steckte er es jäh in den Beutel zurück, und dann fuhr er genau so schnell in der Reinigung der übrigen fort. Er zog seine Stirne in Falten: Tiefer Kummer mochte ihn in dieser Nacht peinigen. Dann seufzte er auf:

„Haj, haj . . . Schwer hat es die Armut . . .“

Der nächste Tag war ein Sonnabend. Meine Großmutter machte sich daran, mich für die Reise auszurüsten: Am dritten Tage mußte ich zu meiner Mutter fahren. Denn der Sommer war vorbei, und es blieben mir kaum zwei Wochen bis zum Kollegium. Der Oberkosak rief, als er erfuhr, daß ich bald fort müsse, meine Großmutter ins Vorderhaus herein. Später verlangte er auch nach mir.

Großmutter stand beim Kamin, der Alte neben dem Tische. Auf der Tischplatte lagen aufgezählt eine Reihe Silbergulden. Er winkte mir, ich möge näher kommen. Ich trat an den Tisch und sah aufmerksam zum Alten auf. Er nahm meinen Kopf zwischen die Hände:

„Du kommst also doch ins Kollediom?“

„Jawohl, Großvater.“

„So, so!“ Und er sah mir lange forschend ins Gesicht, während er wortlos nickte. „Na, und habt ihr das nötige Geld fürs Kollediom?“

„Ich weiß es nicht, Großvater“, antwortete ich etwas beflommen.

Der Alte gab sich einen Ruck:

„Also, ich weiß, daß ihr es nicht habt. Sechzig Gulden sind nötig fürs erste Jahr, Kamerad; nun, dieses Geld werde ich hergeben. Hier ist das ganze auf dem Tisch. Und außerdem ein Gulden für dich, damit du nicht ohne einen Kreuzer dastehst . . .“

Ich dankte ihm. Der Alte sah meine Großmutter an:

„Wenn ich einmal sterben sollte, gehört die Hälfte des Geldes, das du bei mir findest, dir. Die andere Hälfte dem Jungen.“

Großmutter schwieg. Der Oberkosaß sah mir fest in die Augen:

„Du wirst einmal groß werden, Kamerad, aber dann werde ich nicht mehr sein. Also, ich sage dir nur das eine, denke manchmal an mich. Ich war mein Lebtag arm, aber die Ehre ist geblieben . . .“

Dann ging er aus der Stube.

Von da an sah ich den Alten nur noch zweimal. Am nächsten Tage, Sonntag nachmittag, gab Brugos den Kosaken zu Ehren ein Fest. Noch in den frühen Morgenstunden war der Schloßhof voll von Gesang. Dieses Fest war der gelungenen Erntewegen entstanden. Außerdem war der Verwalter — seit langer Zeit zum ersten Male wieder — fröhlicher Laune, denn zwei Tage vorher hatte ihn seine Tochter Emmi überrascht. Natürlich mit ihrem Gatten.

Dieses Fest wurde ein unerhörter Rummel.

Als ich mit meiner Großmutter dort ankam, schwang der Oberkosak bereits mit wilder Miene eine Rede auf den Verwalter. Darauf erhob sich Brugos. Sein Schnurrbart war nadelspiz ausgezwirbelt. Er begrüßte in den Kosaken seine fleißigsten Helfer.

Sie saßen vor langen Holztischen auf Bänken. Ganz oben der Verwalter, an seiner einen Seite sein Schwiegersohn, der junge Kunstmaler, an der anderen unser alter Lehrer. Dann folgten die Kosaken und die übrigen Erntearbeiter. Neben dem jungen Herrn der Oberkosak, ihm gegenüber Urgroßvater, den mein Vater und mein Onkel, von zwei Seiten gestützt, hergeführt hatten. Unter den Bäumen auf dem Rasen versammelten sich die Mädchen und Frauen in ihren Sonntagskleidern.

Die Laune war froh, und die Unterhaltung wurde immer lauter; denn auch die Zigeuner waren im richtigen Zeitpunkt aufgetaucht und versuchten zirpend ihre Instrumente zu stimmen. Auf der Veranda leitete die Frau Verwalter das Ganze mit großer Beweglichkeit, und plötzlich kam auch die junge Frau Emmi die Stufen herab, um sich umzusehen, ob alles in Ordnung sei. Frauen und Mädchen begannen zu flüstern, als sie auftauchte. Sie war schön, nur etwas ernst. Sie hatte für jeden ein gutes Wort, und vor dem Oberkosaken blieb sie besonders lange stehen. Sie legte ihm ihre kleine Hand auf die Schulter und beugte sich zu dem Alten vor, als fragte sie ihn etwas. Dann richtete sie sich auf und sah in jene Richtung, wo ich mit meiner Großmutter stand. Sie lächelte mir zu wie in alten Zeiten und winkte mich zu sich. Freudestrahlend lief ich ihr entgegen. Sie neigte sich zu mir und sah mir in die Augen:

„Liebst du mich noch, Hänschen?“

„Sehr . . .“

Sie nahm mich bei der Hand, hinauf zur Veranda.

Drunten auf dem Hofe verstrich allmählich die Zeit. Nach dem Essen begannen sie zu trinken. Die Augen glänzten, die Kosaken rauchten aus ihren aufwärts stehenden Pfeifen. Brugos schüttelte seinen Bauch und lachte heiser. Der bejahrte Pikor erhob sich und trank auf das Wohl der braven Herren. Urgroßvater griff sich ins Haar und begann mit zitternder, zwirndünnere Stimme:

„He—e—ejh! Ha—a—a—jh!“

Die Zigeuner gaben einen Tusch, und dann begannen sie mit diesem Liede: „Wenn der Wirbelsturm naht . . .“

Frauen und Mädchen bewegten sich auf dem Rasen. Der Primas Vidra zerzte mit ganzer Seele den Bogen hin und her, und die Kosaken sangen dazu:

„Wenn ich auch einfältig lebe,
Mein Gewissen ich doch keinem gebe,
Keinem Herrn zum Tausche!“

Die Kosaken hielten mit einer Hand ihren Hinterkopf, mit der anderen ihre Pfeifenstiele. Urgroßvater klatschte mit rotem Gesicht Beifall. Sie waren schon an dieser Stelle angelangt:

„Satt bin ich von fetter Gerste
Wie der Graf von der Schildkröte . . .“

Da sprang der Oberkosak plötzlich auf. Im blauen Esikoshemd, wehenden Leinenhosen, knarrenden Stiefelschäften. Er stand schon vor den Zigeunern, und während er mit den erhobenen Fingern kräftig schnalzte, stieß er den Ruf aus:

„Das meine, ihr Laufepelze!“

Die Mores fiedelten das traurige Lied aller Esikosburschen. Der Alte wiegte sich hin und her, knallte die Absätze zusammen und sang:

„Auf die Pferde, Esikosburschen,
Denn die Herde will entfliehen . . .“

Er klatschte in die Handflächen und hieb sich auf den Stiefelschaft:
„Baßgeiger!!“

Der Baßgeiger zwinkerte lichernd, daß er begriffen habe („Ich küsse Ihre Fußsohlen, verehrter Gönner“), und begann im gleichen Augenblick den Bauch der Baßgeige zu mißhandeln. Der Oberkosak johlte begeistert:

„Drüben weidet angepflückt der Hengst...“

Auch die Klarinette quietschte schon dazwischen, die Zimbel summt. Der Alte drehte sich auf den Fußspitzen, hielt sich die Ohren zu und knallte die Absätze zusammen:

„Eh der Lau vorbei, war die Herde frei...“

Der Primas spitzte die Melodie wirbelnd zu, der Baßgeiger mengte sich mit tiefem Gebrumm darein, und so spielten sie die letzte Zeile des bitteren Liedes aller Esiksburschen, während der Oberkosak stehenblieb und mit der Faust gegen den Himmel drohte:

„Gottvater allein weiß — den Preis...“

Alle sahen dem Oberkosaken zu. Der Alte machte eine Schwenkung und drohte dem Primas scherzhaft:

„Noch einmal! Aber wie sich's gehört!“

Die braunen Teufel spielten einen Schnellen. Der Alte griff in die Westentasche und warf einen Silbergulden auf die Zimbel, daß die Saiten erdröhnten:

„Du spielst für einen Herrn, Rauchwange!“

Die braune Gesellschaft wieherte untertänig und begann Arabesken zu spielen. Der Oberkosak fuhr in die Luft hinauf. Er drehte sich auf seiner Fußspitze, knallte die Hacken zusammen, schnellte hoch in die Luft und stieß Rufe des Entzückens aus. Er trat nach rechts und links in die Luft, drehte sich um sich selbst, klatschte in die Handflächen. Seine Rechte klemmte er in die Hüfte, mit der anderen Hand erwischte

er sich selber beim Ohr, plötzlich bückte er sich nieder, stieß einen durchdringenden Ruf aus und polterte, den Staub aufwirbelnd, mit den Stiefeln. Brugos, sein Schwiegersohn, der Lehrer, die Kosaken sprangen auf und klatschten im Gleichtakt zu dem Tanze:

„Gottvater allein weiß — den Preis...“

Der Oberkosak warf wieder einen Gulden auf die Zimbel.

„Mir zu Gefallen, du Nichtsnutz! Hej!“

Die Bande gab bereits die fünfte Wiederholung. Der Primas verneigte sich immer wieder, der Klarinettist klimperte mit seinen knorrigen Fingern, der Zimbelschläger schwigte, und der Bassgeiger warf teilnahmslos seinen Hintern hin und her, während er mit dem Geigenbogen wie mit einer Säge hin und her fuhr. Der Hof dröhnte und brummte. Die Mähne des Oberkosaken wurde naß, er schnaufte keuchend und warf dem unglücklichen Zimbelskünstler bereits den fünften Silbergulden zu: „Hejejejj! Hejejejj!“

Die Kosaken brüllten mit ihm aus vollem Halse:

„Gottvater allein weiß — den Preis...“

Welch ein Wirbel aus alldem entstand! Auch Brugos wiegte sich bereits auf seinem Ehrenplatze hin und her, sein Schwiegersohn suchte sich ein hübsches Mädel aus und begann sie tüchtig zu schwenken. Auch die Kosaken begannen zu tanzen. Der ganze Hof war ein rauschendes, schwebendes, stampfendes Panorama des Tanzes. Frau Emmi stand mit müdem Lächeln auf der obersten Stufe der Veranda und drückte meinen Kopf an sich. Auch meine Großmutter wurde hier neben die junge Frau heraufgedrängt und jammerte still vor sich hin.

„Was fehlt Ihnen, Mütterchen Marie?“ fragte die junge Frau teilnahmsvoll.

Großmutter laute ängstlich am Zipfel ihres Kopfstüches und zeigte in die Mitte der wirbelnden Menge.

Dort, in der Mitte, tanzte der Oberkosa! . . . Aber wie, barmherziger Himmel! Er drehte bereits einen Knüttel über seinem Kopfe, schüttelte sich und stampfte in einem, stieß heisere Rufe aus, sein Haar flackerte hin und her . . . Er warf eine Handvoll Geld auf die Zimbel, so, daß eine Saite mit einem wimmernden Aufschrei zersprang, und während er seinen Oberkörper zornig hin und her schüttelte, knallte er die Hacken zusammen:

„Jujujuj! Niemals hatte ich solche Laune!“

Großmutter sah schluchzend zur jungen Frau auf:

„Das wird ein schlechtes Ende nehmen, Emmi . . . Der Alte spürt sein Ende . . .“

Wie lange es währte, wer weiß es! Ich schlief bei meiner Großmutter, denn im Vorderhaus fürchtete ich mich allein. Es war spät, sehr spät. Die Morgendämmerung konnte nicht mehr fern sein, aber aus dem gräßlichen Garten tönte noch immer die Musik und vereinzelter Johlen herüber. Die Bassgeige klang in der Nacht so: Dotta . . . Dotta . . .

Um die Mittagszeit des nächsten Tages richtete mir Großmutter die Wegzehung: Am Nachmittag mußte ich aufbrechen, denn zum Abendbrot erwartete mich meine Mutter, die Arme. Die Sonne brannte heiß, aber mit milder werdendem Licht. Den Oberkosaken sahen wir nicht, vermutlich schlief er irgendwo im Stalle. Das Blau des Himmels stand offen, und zwischen den zwei Kirchen kreisten in weitem Bogen die Störche. Ein Nachbar lehnte sich über den Zaun, und als er unseren schweren Abschied wahrte, sagte er:

„Die Störche ziehen, es wird Herbst.“

Ich nahm Abschied. Ich lief zu meiner anderen Großmutter hinüber: Sie hatte Tränen in den Augen, als wir uns trennten, denn sie konnte nicht wissen, ob sie mich im Leben noch einmal sehen würde. Dann drückte sie mir ein paar Sechser in die Hand, ebenso meine zwei Tanten. Urgroßvater zwinkerte schelmisch:

„Es gab ein großes Trinken, heut nacht, Bruder . . .“

Als ich zurückeilte, um meinen Reisesack zu holen, traf ich das Heim des Oberkosa in großer Aufregung an. Großmutter beschäftigte sich zitternd und bebend im Hinterhaus.

In der Vorhalle kauerte der Oberkosa, er stützte sein Kinn auf die Knie und jammerte schrecklich, während er mit den Fingern seine Mähne schüttelte. Sein Antlitz war verzerrt, seine Augen quollen aus den Höhlen, und er schüttelte sich vor schmerzlichem Zorn. Als hätte man ihm Tollkirschen zu essen gegeben.

Großmutter ging in die Vorhalle hinaus. Denn sie glaubte, daß dem Alten vielleicht vom vielen Trinken der Kopf brummt:

„Was hast du, Mann?“

Dem Oberkosa kollerten in seinem tiefen Zorn die Tränen über die Wangen. Dann brüllte er zum freundlichen Himmel auf:

„Halunken, Schweine, sie haben mich hineingelegt, ausgeraubt! Einundzwanzig Gulden haben sie mir herausgeluchst! Die stinkenden Ziegelbrenner, pfui! Aber ich morde sie! Ich morde sie noch heute!“

Hier konnte auch Großmutter sich nicht mehr zurückhalten, denn der Alte hatte diesmal wirklich unrecht:

„Mensch, Mensch, daß du dich nicht schämst! Hast du denn das Geld nicht selbst auf die Zimbel geworfen? Es geschieht dir ganz recht . . .“

Hü, wie der Oberkosa da aufsprang! Er jammerte nicht mehr. Er rollte nur die Augen und sprang in das Vorhaus:

„Also auch du bist schon gegen mich?“

Im gleichen Augenblick langte er die Brotschaufel herunter und hieb damit, sie in beiden Händen schwingend, zwischen Großmutters Schultern, daß die Arme ganz aufgelöst auf den Hof hinausrannte und von hier hinüber in die Nachbarschaft. Der Alte ihr nach. Als er jedoch sah, daß er sie so nicht einholen könne, keuchte er in das Vorhaus zurück und

schmetterte, die Schaufel schwingend, unter großem Geflirr die Zeller und Schüsseln von den Wänden. Von hier brach er in das Vorderhaus ein, wo er den Christus und alle eingerahmten Heiligen von den Wänden mähete. Dann schlug er die drei Fensterrahmen heraus, daß Holz und Glas nur so auf die Straße staubten. Dann brach er, alles verwüstend, in das Hinterhaus ein.

Dann stürzte er schnaubend aus dem Hause: Um das Werk zu vollenden! Seine Augen flackerten, seine Mähne flog. In beiden Händen drehte er die Brotschaufel wie ein Windmühlenrad.

Zur selben Zeit kam die Kinderherde heim. Der Oberkosak drauflos! Die Schaufel fauste und dröhnte. Die Kühe wurden wild und brausten brüllend mit großem Glockengeläute über die Straße. Der Oberkosak mitten unter ihnen, in der Staubwolke. Die Herde gerade auf das untere Dorfende zu, wütend, mit den Hörnern alles zerwühlend, zerstörend. Am Dorfende mitten in die Hütten der Zigeuner hinein, alles zerstampfend und verwüstend. Mores und Rangen zerflogen freischend in alle Richtungen, unter die Herde gemengt. Die Kinder brüllten, die Zigeuner klatschten sich auf ihre Hintern:

„Au, der Dewla (Teufel) ist los!“

Ein wahnsinniger Wirrwarr entstand in erstickendem Staub. Die Kinder traten alles nieder und brüllten, der Büffel nahm den Klarnettisten auf die Hörner und schleuderte ihn in die Höhe. Der Zimbelschläger kroch unter sein Instrument und strampelte mit den Beinen hervor. Der Baßgeiger lud sich die Bauchgeige auf den Rücken . . .

In diesem Augenblick kam der Oberkosak an und begann mit der Schaufel draufloszudreschen. Er zerschlug die Zimbel, dann sprang er dem Baßgeiger nach, und als er die Schaufel mit beiden Fäusten niederschwang, zersprang der Schaufelstiel. Mit dem Stiel in der Faust prügelte der Alte noch immer. Die Herde flüchtete in die Ebene von Mezpest, die Zigeuner versuchten in die Sümpfe des Medvec zu ver-

duften. Hoher Staub hüllte das ganze Dorfende ein, und in der Mitte dieser Staubwolke prügelte sich der Oberkosaß und kreischte heiser:

„Mein Geld her, ihr Hunde!“

Dann verlor er sich im Staub.

... Es war schon spät am Nachmittag, als ich allein den Feldweg entlang wanderte, zum Dorfe meiner Mutter. Auf dem Rücken trug ich den kleinen Reisefack, in der Hand einen geraden Stecken. Hinter mir sank sprühend die Sonne, und die Birken warfen schräge Schatten vor sich hin. Ein ernster Goldton lag über der Gegend, die kleinen Türme der Dörfer sprangen in dünnen Spitzen hinter den Baumgruppen hervor, und in der jenseitigen Ferne dämmerten aschblau die Berge. Und über den Bergen sprühten die Grenzalpen des Landes.

Einmal machte ich noch halt und sah auf das Dorf zurück. Auf dem höchsten Hügel neben den zwei Türmen stand ein Mann und neben ihm eine Dame. In der Hand der jungen Frau blickte etwas weiß auf. Vielleicht ihr Taschentuch.

Ich dachte, daß es nur Frau Emmi sein könnte, die mir nachwinkte. Ich schwenkte meinen Hut in ihre Richtung. Dann wanderte ich weiter.

Dem Oberkosaßen begegnete ich nicht mehr, denn in jenem Herbst verschwand er spurlos. Es wurde viel über sein Verschwinden gesprochen, aber niemand wußte Genaueres. Der eine Esikosbursche zum Beispiel wußte es so, daß ein großes Gewitter über die Ebene von Mezpest aufgezogen war. Die Pferde hätten ängstlich die Köpfe zusammengesteckt, und der Oberkosaß stand, in seine Bunda gehüllt, in der Mitte der Ebene, so daß über der Bunda nur noch sein Hut zu sehen war und unten der Stoß, auf welchen sich der Alte stützte, dem Unwetter trotzig entgegensehend. Der Sturm brauste und knatterte, es hagelte auch dazwischen, und es zuckten Blitze auf, die den Himmel öffneten und die Erde erbeben ließen. Der eine Blitz fuhr gerade auf jenen Platz nieder, auf

dem der Oberkosak stand. Nachdem das Unwetter vorbei war und die Gegend sich erhellte, sahen sie den Alten nirgends . . . Andere wußten, daß der Oberkosak zur Zeit der großen Flut die Latorca in einem Nachen überqueren wollte. Das Wasser schwoll und warf hohe Wellen, aber der eigensinnige Alte fuhr dennoch los. Er mochte sich bereits in der Flußmitte mit dem Ruder plagen, dort, wo das Wasser brausend dahinslog, als der schmale Nachen plötzlich umkippte und irgendein glucksendes Geräusch vernehmbar war. Auf einmal schoß der Nachen mit großer Geschwindigkeit stromabwärts, aber leer, und hinter ihm tanzte ein Hut im Kreise in der Nähe der tiefen Wirbel . . .

Jahre später, als ich schon älterer Student war, besuchte ich meine Großmutter. Damals kränkelte sie schon. Und als ich mit ihr plauderte, kam auch die Rede auf den Oberkosaken. Großmutter erzählte, daß der Oberkosak nach meiner Abreise, als die herbstlichen Stürme kamen, in immer tieferen Kummer versank. Als plagten ihn geheime Sorgen. Er gebärdete sich nicht mehr so wie ehemals und widmete auch Großmutter hier und dort eine vertrauliche Anrede. Oft klagte er über die Kosaken, er hätte sich in ihnen getäuscht, weil sie ihn alle im schwersten Augenblicke verließen. Diese Enttäuschung quälte ihn sehr. Ein-, zweimal erwähnte er auch seine große Schande, wie ihn die Gendarmen gefesselt fortgeführt hatten. Auch quälte ihn, daß ihm Brugos aus der Not half. Aber für seinen größten Mißerfolg hielt er doch die Tatsache, daß im Entscheidungskampfe der Verwalter auf allen Linien gestegt hatte. Eine Zeitlang strich er noch um das Haus, aber zur Herde hinaus ritt er nicht mehr. Eines Nachmittags — Großmutter lag gerade, weil sie die Seite schmerzte — wollte der Alte die Handmühle reparieren und hob mit einer Hand den Mühlstein heraus. An jenem Nachmittag zersprang etwas in seinem Kopfe. Der Alte sagte nichts, am nächsten Tage wankte er kaum noch. Er trat an das Bett meiner Großmutter, was seit Jahren nicht mehr geschehen war, und streichelte sie:

„Hej, Alte, Alte . . . Wozu so leben?“

Später stand er auf, löste den Geldbeutel von seinem Nacken und legte ihn auf den Tisch. Er nahm seine Bunda um, ergriff den Stock und ging hinaus.

Niemand sah ihn je wieder.

In jenem Herbst gab es große Hochwasser. Die Labore, Ondava, Latorca und Tapoly verließen ihr Bett und ergossen ein Meer über die Gegend. Das Hochwasser unterspülte die Gärten der Dörfer. Eine Kältewelle kam, und Firnschnee rieselte aus den Wolken. Als die Kosaken herausfanden, daß ihr Anführer fort sei und nicht mehr wiederkomme, begannen sie nach ihm zu forschen. Sie suchten ihn wochenlang vergebens. Sie konnten nur soviel feststellen, daß er in den Wäldern von Lazonny von einem Hirten gesehen worden sei, wie er in der Abenddämmerung mit eiligen Schritten der Verhovina zustrebte. Mehr konnten sie nicht über ihn erfahren.

Die Kosaken kamen noch zwei-, dreimal im Vorderhause zusammen und sprachen über die Abenteuer des Anführers. Sie stellten fest, daß er große Überlegenheit und viel Hirn besessen habe, mit deren Hilfe er ihre gemeinsamen Unternehmungen gut führte. Aber allmählich zerfielen die Kosaken. Ohne Kopf konnten sie nicht zusammenhalten, und darum sanken sie in große Armut zurück. Auch war es ein Fehler, daß aus Mangel an Disziplin ihr alter Schwung verloren ging. So oft sie in eine Klemme gerieten, kamen noch ihrer zwei, drei zusammen und gedachten mit großer Bitterkeit des Oberkosaken und wünschten sich seine Wiederkehr!

Aber der Alte blieb verschollen.

Johann Komároni
Haus an der
Landstraße

Aus dem Ungarischen übertragen
von Alexander von Sacher-Masoch

innoce[n]tius

ep[iscopu]s

ser[ui]

serv[us] serv[us] dei
et apost[olus]

Gevatter Bircsik

Mutter trat an den Wagen; aber als sie mich sah, fuhr sie zurück:

„Was geschah denn mit dir, Söhnchen?“

Und als sie meine blutenden Hände gewahrte, schluchzte sie bitterlich auf:

„Mörder! Landstreicher! Sie haben mein Kind getötet!“

Jammernd griff sie in das Wageninnere, riß mich an sich, und während aus meinen beiden Handrücken Blut tropfte und auch mein Gesicht mit Blut beschmiert war, flossen Tränen über ihre Wangen:

„Lumpen! Landstreicher! Morden das unschuldige Kind! Weshalb auch ließ ich dich mit ihnen fahren, Söhnchen?“

Der Lumpen waren zwei, und sie kletterten gerade, unbekümmerte Gespräche führend, vom Vordersitz; mein Vater und sein Hauptfreund und Gevatter Bircsik, der eigentlich aus Kaszu gebürtig war oder sonst irgendwoher, und der im Rufe eines großen Humoristen stand. Denn einmal, gelegentlich eines Wochenmarktes, trat er in einen Basar zu Ujhely . . . aber darüber später.

Die zwei waren schon vom Wagen geklettert und begannen die beiden Scheckenpferdchen auszuspannen. Mitunter blieben sie voreinander stehen, sahen sich in die Augen und lachten kräftig. Vielleicht über den gewissen Fall im Ujhelyer Basar oder über irgendeinen neueren Ull Gevatter Bircsiks. Sie lachten so, daß ihre Schultern zuckten und die Augen ganz in ihren Gesichtern verschwanden. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie meiner Mutter Jammergeschrei gar nicht hörten, und auch wenn sie es hörten, gaben sie nicht viel darauf. Sie hatten ausschließlich für ihre eigenen Angelegenheiten Interesse.

Mutter schleppte mich ins Vorhaus und begann in einer großen irdenen Schüssel Wasser herbeizuschaffen und auf der Ofenbank meine

blutenden Hände zu waschen. Sie weinte still vor sich hin, immerzu weinte sie. Und in den Atempausen rief sie mehrmals in den Hof hinaus, aber so deutlich, daß es sowohl mein Vater als auch Gevatter Bircsik hören konnten, wenn sie wollten:

„Kindesmörder! Henker!“

Aber die zwei draußen achteten nicht darauf.

Sie hatten gerade die Pferde ausgespannt und traten unter heiteren Gesprächen ins Haus. Im Vorhaus bemerkte mich mein Vater, wie ich mit verbundenen Händen auf der Ofenbank kauerte, und obgleich ich an jenem Sommernachmittag ein erst dreieinhalbjähriges Kerlchen war, brachte er es nicht über sich, vorbeizugehen, ohne zu bemerken:

„Und du willst Soldat werden? Schämst du dich nicht? Die dir anvertraute Flasche zu zerbrechen!“

Dann meinte er etwas ungehalten:

„Schade um das Getränk . . .“

„Nur um das Getränk?“ empörte sich Mutter. „Nur? Und seine Hände? Die sind ganz zerschnitten . . . Oh, daß ihr euch die Augen nicht aus dem Kopf schämt, du! . . . Du!“

Mein Vater wünschte, da auch sein Gevatter anwesend war, vermutlich keinen Streit; demzufolge sagte er kurz:

„Frau, der Mund bleibe geschlossen; überdies lasse einen Liler vom Juden holen. Aber von Pizik und nicht von Blindlaus, denn auf letzteren bin ich schlecht zu sprechen.“

Hier meldete sich Gevatter Bircsik, der ein kleiner, kugelrunder Mann war und infolge der Hitze nur eine Weste am Leibe hatte:

„Grüß mich Gott, Frau Gevatterin!“ Und er lachte.

Mutter sah sich nicht einmal um:

„Sie spaßen selbst jetzt noch? Und fürchten sie sich denn beide nicht vor Gottes Strafe? Was sie mit dem Kinde getrieben haben? Seine Hände sind ganz blutig . . .“

„Natürlich, Gevatterin, wenn er die Flasche zerbrochen hat. Ein ganzes Liter vom Lazonher Schnaps ist futsch. Schade“, fügte er in seiner ulkigen Weise hinzu. „Und was bedeutet das bißchen Blut?“ fragte er gleichsam sich selbst. „Er gewöhnt sich wenigstens daran. Wir mußten pro Mann sicher eineinhalb Kannen hergeben, als wir Bosnien stürmten. Das waren Zeiten, Gevatterin!“

Sie traten ins Vorderhaus. Mein Vater sagte noch auf der Schwelle:

„Und etwas plötzlich mit dem gewissen Liter, sonst geschieht ein Unglück. Mischka“, rief er zu einem zehn-, zwölfjährigen Jungen, der an den Türpfosten des Vorhauses gelehnt, atemlos lauschend gestanden hatte, „spring doch mal hinüber zum Juden und sage ihm, ich lasse ihn grüßen. Das Weitere wird er schon wissen.“

Damit trat auch er in das Vorderhaus.

Das Bürschlein, das in aufgerollten Hosen barfuß an der Tür stand, hörte auf den Namen Mischka Mátyás. Später, als er bereits erwachsen war und in der ganzen Gegend einen phantastischen Ruf genoss, nannte man ihn Vidroczi. Sein mageres Gesicht war mit Sommersprossen dicht bestreut, und neben seinem krempenlosen Strohhut steckten zwei Hühnerfedern.

Mutter holte eine Flasche aus dem Hinterhaus und drückte sie Mischka in die Hand:

„Na, geh, aber trink nicht davon!“

Aus dem Vorderhaus erdröhnte derweil breites Lachen. Sie hatten die Tür halb offen gelassen, und man sah, wie sie sich gegenüber beim Tische saßen. Mein Vater lachte:

„Das sagten Sie ihm, Gevatter, wahrhaftig?“

„Wahrhaftig!“ rief Virsik, und sein Bauch schütterte so, daß die Knöpfe einzeln von seiner Weste sprangen. „So war es! Ich bat ihn um Apfeltaschen!“

Sie lehnten sich beide mit einem mächtigen Ruck nach rückwärts und lachten dröhnend. Mein Vater hielt sich die Seiten:

„Au . . . au . . .“ Tränen kollerten über seine Wangen. „Welch ein ulkiger Kerl Sie doch sind, Gevatter!“

*

Alles, was ich jetzt erzählt habe: Die Erinnerung an meine blutigen Hände, Mutters Gejammer, die weite Reise meines Vaters und des Gevatters mit dem Wagen, ihr herausforderndes Benehmen (wie gewöhnlich), ihre große Debatte bei Tisch und später ihre noch größere Sangesfreude, hinauf bis an den Deckenbalken — das alles ist vielleicht die fernste Erinnerung meines Lebens. Heute wirken manche Einzelheiten wie die Fäden eines Traumschleiers: ich war ja ein erst dreieinhalbjähriges Menschein in jenem Sommer. In diesem Jahre wohnten wir am oberen Ende des Dorfes in der einzigen kleinen Hütte, die hinter der Steinmauer des herrschaftlichen Gartens stand, und gegenüber von uns glänzten die Meierhöfe der herrschaftlichen Dienstleute gelb im Mondlicht. In allen diesen Häusern gingen Gespenster um, besonders wenn der Wind von Osten kam und die Mondscheibe hinter den Wolken rückwärts lief, was uns immer erschreckte.

Hinter der Steinmauer lag ein unbekannter, großer Garten, und aus der Richtung des Gartens vernahmen wir — zumeist an schweigenden Sommernachmittagen — einen langgezogenen, eintönigen Schrei, dann wieder, ein andermal, sang jemand mit wunderlicher Traurigkeit im Rücken des dunklen Fichtenwäldchens. Bedrückt lauschten wir in jene Richtung, besonders wenn noch unter den Bäumen die Hähne zu krähen begannen. Auch sonst hatte alles in der Gegend eine traurige Note. Ich atmete nur dann auf, wenn ich fern die Berge erblickte, an deren Seiten sich in der ersten Dämmerung kleine Kerzen entzündeten. Die Hirtenfeuer . . . Unbekannte Sehnsucht würgte meine Kehle, so oft ich die ferne Kette der Berge erblickte. Es geschah, daß

ich, von diesem großen Sehnen getrieben, in die Richtung der Berge losmarschierte, aber meine Tante bemerkte mich und holte mich von der Straße herein:

„Wohin willst du denn, kleiner Landstreicher?“

Heute wirken die bleichen Bilder dieses Jahres nur mehr wie ein alter, alter Traum auf mich, an den ich mich eben noch erinnere. Und ich erinnere mich in der Hauptsache darum daran, weil in späteren Jahren daheim oft von jenem Haus am oberen Dorfsende gesprochen wurde, in dessen Mauern wir jenes Jahr verlebten. Dieses Jahr war schon darum bemerkenswert, weil mein Vater damals zum ersten Male versuchte, sich selbständig zu machen. Er verschaffte sich irgendwoher zwei kleine, haarige Pferdchen, ihre Vorderbeine standen in X-Form auseinander, und wurde Fuhrmann. In dieser Eigenschaft fuhr er hauptsächlich nichtzahlende Passagiere, die er unterwegs irgendwo auf- las und die dafür in der nächsten Schenke einen ausgaben.

Einmal nahm er auch mich auf eine solche Fahrt mit. Damals kletterte Gevatter Bircsik irgendwo auf den Vorderstisch, und damals kam ich am Ende der langen Fahrt mit blutigen Händen heim.

Das ist sehr lange her . . . Wir fuhren damals durch traumhafte Fernen, über viele Landstraßen, durch viele Dörfer. Auf den Schornsteinen der Häuser erprobten junge Störche ihre zarten Flügel, dann rollte der Wagen an endlosen herrschaftlichen Gärten vorbei. Die Gärten hatten grüne Stafettenzäune, und aus der Tiefe der Gärten tauchten die spitzen Türme der Kastele auf, aber nur für Sekunden. Wie im Traume zog die Gegend vorbei . . . Wir fuhren den ganzen Tag, es wurde Abend, und wir fuhren noch immer . . . Bei herankommender Nacht holten sie mich müde und schlaftrunken aus dem Wagenkorb und steckten mich hinter den Kamin irgendeines Hauses. Erst nach Jahren erfuhr ich, daß hier das Endziel der Reise war: das Haus von meines Vaters Schwager, des bärenkräftigen Georg Bajda, der tief in

den Wäldern von Lazonj hauste und den Oberbefehl über etwa sieben- undzwanzig Schweineherden führte, die im großen Bihorlat verstreut weideten . . . Georg Bajda hatte beizeiten eine Botschaft geschickt, daß an einem gewissen Tage eine zarte Sau geschlachtet würde und er zu dem Schmaus den Schwager, das ist meinen Vater, unbedingt erwarte. Daher die ermüdende Wagenfahrt, die erste, auf die mich mein Vater mitnahm. Mich verstaunten sie im Wagenkorb, und der Alte saß, einsam vor sich hinsinnend, am Vordersitz. In großen Pausen sprach er auch mit mir ein Wort, dann begann er durch die Nase ein Lied vor sich hinzusummen. Wann und wo Bircsik, sein bester Kumpen und Gevatter, in den Vordersitz kletterte, weiß ich nicht. Aber als er vernahm, daß mein Vater zu einem Schlachtfest unterwegs sei, hielt auch er stand und verließ den Sitz nicht mehr. Während sie sprachen, erwähnte er mehrmals:

„Meine Seligkeit für frische Saunieren, Gevatter.“

Es ist daher wahrscheinlich, daß er von den Nieren gegessen hat. Sicher gab es auch großen Gesang bei dem Feste. Auf dem Rückweg debattierten die beiden viel, in den Pausen summten sie vor sich hin. So verwegene Melodien und mit so schiefen Hüten, daß es nur Soldatenlieder sein konnten. Dann wieder schlugen sie in ein traurig-leises Lied um. Später setzten sie ihre Gespräche fort, lachten gellend auf oder nickten still, und in dieser Stille sagten sie öfter dieses Wort: „Bosnien.“

Ich weiß nicht mehr, wann sie mir den Liter Schnaps in die Hand drückten, damit ich dort hinten darauf achte. Im Schütteln des Wagens zerbrach die Flasche, und als wir heimkamen, war ich blutüberströmt.

*

Und jetzt erzähle ich, wie sich jene Begebenheit zutrug, als Gevatter Bircsik den Basarinhaber von Ujhely so stark verulkte.

Es war gerade Wochenmarkt in Ujhely. Bircsik schritt, da er eben irgendein kleineres Geschäft günstig abgewickelt hatte, wohlgelaunt die kleine Marktgasse hinunter. Er langte vor dem Basar an. Ohne nachzudenken, trat er ein und fragte den Inhaber:

„Was kann man hier kaufen, bitte ergebenst?“

„Alles“, erwiderte dienstbeflissen der Inhaber.

„So? Dann geben Sie mir um zehn Kreuzer Apfeltaschen...“

Der Basarinhaber fiel fast auf den Rücken, Bircsik aber verließ, unterdrückt lichernd, das Geschäft. Draußen ließ er dann seiner Heiterkeit freien Lauf, brüllte vor Lachen, und sein Bauch und seine Schultern tanzten so auf und ab, daß alle Knöpfe von seiner Weste flogen. Das sahen mehrere seiner Bekannten. So verlief dieser große Auffüger, und von diesem Tage an stand Bircsik überall im Rufe eines großen Humoristen.

*

... Auch jetzt, als sie zu zweit im Vorderhaus saßen, führten sie eine heftige Debatte. Seit einer Weile lächelten sie seltener, dafür nickten sie einander ernst zu. Sie waren bereits bei der unteren Hälfte des Liters, den Mischka von Pizik geholt hatte, angelangt. Bircsik stützte beide Ellbogen auf den Tisch und griff sich in die Mähne:

„Ob Sie es glauben, Gevatter, oder nicht, aber ich habe einmal eine so dicke Zuspais gegessen, daß der Löffel darin stehenblieb. Und man konnte von ihm die Bohnen nur mit dem Messer herunterschaben.“

Mischka Mátyás (der spätere berühmte Vidroczi) stand dort, an den Türpfosten gelehnt, aufmerksam lauschend. Mitunter kratzte er sich die Ferse, die von Gelsen zerbissen war, dann sog er ein-, zweimal durch die Nase und lauschte unter Herzklopfen auf jedes Wort der zwei berühmten Männer.

Draußen, unter den Gärten, surrten die Dreschmaschinen seit dem frühen Morgen. Jedermann schaffte schweißtriefend, unter Anspannung aller Kräfte, nur die beiden saßen dort, unbekümmert

philosophierend. Auch mein Vater vernahm das Summen der Dreschmaschinen, und er nickte dem Gevatter erklärend zu:

„Glauben Sie mir, Gevatter, es steht nicht dafür, viel zu arbeiten. Man kann nichts sparen, bei aller Anstrengung. Es zahlt sich nicht aus . . .“

„Dasselbe wollte ich gerade sagen“, nickte Vircsik zurück und schluckte. „Wir sind doch Mordskerle, wir zwei, Gevatter!“ Und während er sich halb erhob, klopfte er meinem Vater auf die Schulter.

Jetzt schluckte der Alte:

„Wir sind große Hunde, das ist nicht zu leugnen. Aber wir sind auch gute Gevatter.“

„Gevatter bis in den Tod“, nickte Vircsik mit dem Kopfe. Darauf tranken sie.

Mutter war anfangs um den kleinen Stall beschäftigt, später setzte sie sich auf die Stufe der niederen Vorhalle und sah mit traurigen Augen versunken vor sich hin. Von den Bergen schwebte allmählich die Dämmerung herüber, und jenseits des Fichtenwaldes begannen Dunstwolken niederzusteigen. Meine Mutter saß da, lange Zeit, und beim Surren der Dreschmaschinen seufzte sie auf:

„Gütiger Himmel, alles denkt an den Winter. Und diese beiden . . .“

Jene beiden sangen bereits. Auch ich schlich mit meinen verbundenen Händen hinter Mischka Mátyás, dessen Blicke die zwei welterfahrenen Männer nicht für einen Augenblick verließen. Sogar mit der Nase sog er ihre Worte ein. Die zwei kamen inzwischen in hohe Tonlagen, bis hinauf zum Deckenbalken. Sie versuchten es erst summend, aber dann ließen sie ihre Stimmen frei erdröhnen. Sie bliesen gerade des Betjaren Vidroczkis wagemutiges Lied:

„Ho, Vidroczki, ho, du feiner,
Neun Gendarmen harren deiner!“

Sie drohten mit erhobenen Fäusten in die Luft, dann bedrohten sie einander scherzhaft . . . Es war wunderschön!

Aber da geschah etwas.

Nach dem Liede genehmigten sie einen Schluck, und gleichzeitig sagte Vircsik:

„Mit der Zeit wird man hungrig . . .“

Diese Feststellung sollte eine Anspielung sein. Denn Mutter hatte — in ihrer großen Erbitterung — nichts Essbares auf den Tisch gestellt, wie sonst üblich. Mein Vater achtete anfangs nicht darauf, er hob den Kopf erst, als Gevatter Vircsik hinterlistig schielend zum zweiten Male sagte:

„Geben Sie mir um zehn Kreuzer Apfeltaschen, Gevatter!“

Mein Vater wollte lachen, aber plötzlich wurde er ernst, und die Haut spannte sich erschreckend über seinen Backenknochen. Er erhob sich etwas unsicher:

„Nun, Gevatter, so kann man nur im Basar reden, aber nicht in meinem Hause . . .“

„Na, na!“ entgegnete Vircsik.

Meines Vaters Verhalten war nicht mehr unsicher. Er zeigte auf die Tür:

„Wie nennt sich das Ding dort, Gevatter?“

„Tür“, sagte Vircsik neugierig.

„Nun also, benützen Sie sie gleich!“ rief er. „Gehen Sie zum Teufel!“

Jetzt begann auch Vircsik zu begreifen. Er stand auf. Er spuckte sich in die Hände.

. . . Mischka Mátyás flüchtete bereits aus der Tür. Ich ihm nach! Draußen stand Mutter, bebend, und lauschte . . .

Im Vorderhaus entstand lautes Füßestampfen. Erschreckendes Schnaufen, Umschreiten, Krachen von Tisch und Stühlen.

Mutter flüsterte, die Hände aufs Herz gepreßt:

„Heilige Madonna, die morden einander . . .“

Raum hatte sie es ausgesprochen, drängten die zwei schon zur Tür heraus. Schnaufend und krachend. Mein Vater brachte auf dem Rücken seinen besten Gevatter, Vircsik; der Gevatter lag rücklings auf meines Vaters Schultern und strampelte in großer Qual gegen den Himmel:

„Dafür stirbt jemand, Gevatter!“

Inzwischen keuchte der Alte — alle Muskeln und Sehnen anspannend — mit seiner Last aus der Vorhalle bis zum Hofstor, und dort warf er sie über seinen Kopf nach vorn, daß Vircsik durch die Luft sauste und so auf der Erde aufdröhnte, wie ein voller Sack.

Dann kehrte der Alte zurück, jetzt bereits milder gestimmt. Er sah Mutter und sagte still soviel:

„Mit meinem Hause kann man nicht spielen.

Er sah mich an:

„Warst du dabei?“

„Ich war dabei, lieber Vater.“

„Na also“, und er trat in der Stall.

Der Abend kam, die Kuhglocken klangen von ferne. Mutter saß wieder lautlos weinend auf der Stufe des Vorhauses, ich kroch hinter sie und sah Mischka Mátyás, der in der Ecke des Hofes stand, auf der Spitze eines Steinhauens. Und während die zwei Hühnerfedern an seinem Hute flatterten, summt er leise Widroczkis furchtbares Betjarenlied vor sich hin.

Im Schneesturm

Ich war fünf Jahre alt, als wir übersiedelten.

Wir mußten mit zwei Wagen in das sechste Dorf, und schon Wochen vorher gab es in unserem Hause ein großes Beraten. Denn das Wetter war damals, im Dezember, naßkalt, und eben deshalb rechneten alle damit, daß wir um Neujahr in einen Schneesturm geraten würden. In diesem Falle aber war es todsicher, daß die Wölfe aus dem Bihorlat herabkommen würden, die weiße Gegend mit ihrem Geheul füllend.

Daher die großen, nächtelangen Beratungen.

Sie beschloßen, mit zwei Wagen aufzubrechen, und mit einem dritten Gespann würde der stellvertretende Bürgermeister Gyuri Sandor uns vom sechsten Dorf entgegenfahren. Gyuri Sandor war trotz der großen Entfernung auch bei uns bekannt; denn obwohl er amtlich beschäftigt war, kam er doch viel herum. Einmal tauchte er gerade in einem Schneegeßtöber bei uns auf und erzählte meinem Vater so interessante Dinge, daß er ihn auch später noch häufig erwähnte. Gyuri Sandor kam an diesem gewissen Tage in einem vollgeschneiten Lammpeß bei uns an, und als er in die Vorhalle trat, schlug er seine Handflächen, die in Fäustlingen steckten, heftig gegeneinander, dann rieb er sich die Ohren. Erst jetzt kam er zu Wort, und es ergab sich bald, daß er keine gewöhnliche Fahrt hinter sich hatte, weil er bei Szürnyeg von Wölfen angefallen worden war. Aber er zeigte es ihnen gründlich!

Um diese Zeit kam auch Georg Bajda, der berühmte Verwalter, herüber, zufällig war auch mein sanfter Großvater mütterlicherseits anwesend, überdies der Fuhrmann Antal Turbis und noch zwei, drei Leute. Natürlich fehlte auch Widroczi nicht, der frühere Mischka Mátyás, der gerade in die Flegeljahre hineinwuchs und, mißgeformte

Zugstiefel auf den Beinen, neben dem Kamin kauerte. Die Stiefel hatte ihm der Herr Verwalter geschenkt. Natürlich ohne Schnürsenkel, und Widroczi, der Jüngling, zog sie so über seine bloßen Füße, daß die Stiefel rechts und links abstanden, als hätten sie Ohren. Und da nun alle durch Gyuri Sandors Ankunft beisammen waren, rief mein Vater in die Küche hinaus nach Mutter:

„Frau, lauf hinüber zum Juden und hole Seelenwärmer.“

Mutter antwortete still, etwas erschrocken:

„Pizik sagte schon gestern, daß der Kredit alle sei . . .“

„Wie, der Kredit?“ wunderte sich mein Vater. „So ein Schwein! Na, geh nur hinüber und sage ihm, ich ließe ihm in aller Gemütlichkeit sagen, daß ich, wenn er viel räsoniert, selbst hinüberkomme, um ihn an den Deckenbalken zu nageln. Er könnte endlich wissen, daß ich Freundschaft für ihn empfinde . . .“

Er warf die Tür zu, Mutter hingegen seufzte einmal, zog ihr Röckchen an und machte sich auf den Weg zur Schenke.

Drinne erzählte inzwischen Gyuri Sandor von seinem Zusammentreffen mit den Wölfen. Sie saßen alle um den Tisch und lauschten, die Köpfe in die Hände gestützt.

Es war so, daß Gyuri Sandor sich im Schneegestöber Szürnyeg näherte, keine zwanzig Schritte weit sehend, als die Pferde plötzlich stehenblieben, zu zittern begannen und die Mähnen sträubten. Gyuri Sandor wußte gleich, wieviel es geschlagen hatte; aber er fand nicht einmal Zeit, sich umzusehen, als sechs oder acht Wölfe schon aus nächster Nähe heulten und bellten. Ohne sein Gleichgewicht zu verlieren — er war ein kriegserfahrener Mann —, holte er die Wagenkette hervor und begann sie mit aller Kraft seiner Arme zu schütteln. Die Bestien mochten jedoch schon lange gefastet haben, denn sie scherten sich nicht im mindesten um das Kettengelirr, sondern umkreisten, sich immer mehr nähernd, den Wagen. Zum Glück erinnerte sich Gyuri Sandor im letzten Moment,

als die Bestien schon mit hängender Zunge und krachenden Riefen vor ihm auftauchten, daß er in einer seiner Taschen eine Mundharmonika bei sich führte. Beschwerlich kramte er mit seinen erstarrten Fingern das Instrument hervor und begann zu spielen. Und von da an spielte er eine geraume Weile, Csardas und Volkslieder gemischt. Sogar den Zapfenstreich blies er ihnen vor. Die Wölfe setzten sich in den Schnee auf ihre Hintern, und während ringsum der Schnee niederprasselte, lauschten sie mit gespitzten Ohren auf die Musik, als wären sie verzaubert. Als Gyuri Sandor die Sache langweilig zu werden begann, setzte er sich mit dem Wagen langsam in Bewegung, aber natürlich, ohne mit dem Blasen aufzuhören. Die Wölfe folgten ihm und trabten sanft an beiden Seiten des Wagens mit, so lange, bis die ersten Häuser von Szürnyeg aus dem Schneesturm auftauchten. Gyuri Sandor spielte selbst da noch einen lustigen Marsch. Als die sechs, acht Wölfe gewahrten, daß sie mit der Nase gerade auf das Dorf zuhielten, kehrten sie mit einem Ruck um, also marsch mitten in den Sturm hinein, während sie, vor Wut keuchend, fürchterlich heulten. Erst jetzt erkannten sie, wie sehr sie Gyuri Sandor angeführt hatte.

So war es!

Mutter erschien mit dem Schnaps, und sie stießen auf Gyuris Gesundheit an, schwiegen und schüttelten gedankenvoll die Köpfe. An der Wahrheit der Sache war nicht zu zweifeln, da Gyuri Sandor vollkommen unverfehrt in ihrer Mitte saß, nicht ein Riß war auf seiner Bunda zu bemerken. Nur der jugendliche Vidroczi saß mit dem Rücken an den warmen Kamin gelehnt, und indem er die eine Mundhälfte nach oben zog, lächelte er seltsam vor sich hin. Georg Bajda, der Berühmte, erspähte diese Grimasse und rief plötzlich aus:

„Glaubst du es etwa nicht, du Schmierfink?“

Vidroczi schmunzelte weiter, wodurch Georg Bajda in fürchterlichen Zorn geriet:

„Schneide mir da keine Grimassen, sonst lange ich dir eine, daß nichts von dir übrigbleibt!“

All dies geschah jedoch früher, ein Jahr vorher . . .

. . . Jetzt, als auch Weihnachten vorbei war und das neue Jahr vor der Tür stand, folgten große Besprechungen und Zusammenkünfte. An der Debatte nahm teil mein Vater, Georg Bajda, der berühmte Verwalter, auch Antal Turbis war gewöhnlich anwesend, und wenn auch mein Großvater mitunter dazukam, begleitete ihn gewöhnlich Andreas Píkor, dessen Vater in einem Alter von hundertsechzehn Jahren starb; auch er mochte schon über fünfzig sein. Andreas Píkor hatte in seiner Jugend ein tüchtiges Stück Welt gesehen, und daher kam sein Rat bei Auswahl der einzuschlagenden Fahrtrichtung ernstlich in Betracht. Diese Beratungen endeten gewöhnlich damit, daß sie Bidroczi zur Tür hinauswarfen. Denn entweder mengte er sich unge-rechtfertigt in das Gespräch, oder er grinste spöttisch, während die Älteren die verschiedenen Möglichkeiten der langen Reise besprachen.

Alles hing davon ab, ob ein Sturm zu erwarten war oder nicht.

Nun, der Sturm kam pünktlich am Morgen des Neujahrstages. Ein Schneegestöber von solcher Kraft, wie es die ältesten Leute nicht erlebt hatten. Nicht einmal mein Urgroßvater. Obwohl der zu jener Zeit den ganzen Tag auf der Ofenbank kauerte und nicht einen Zahn mehr im Munde hatte. Aber wenn er wütend wurde, drehten sich seine Augen immer noch stink. Dann fluchte er auf die Herren und jagte alle aus dem Zimmer.

Am Neujahrstage war die Unentschlossenheit sehr groß. Der Schnee prasselte draußen hernieder, die Fensterscheiben klirrten, und über den Pappeln bröhlte die Atmosphäre. Als donnerten Kanonen hinter den Gärten. Die Unsicherheit wurde dadurch vermehrt, daß man nicht wissen konnte, ob Gyuri Sandor an diesem Abend eintreffen würde. Zwar sandte er Nachricht, daß er beizzeiten losfahren werde,

falls Gott ihn am Leben erhält; es blieb jedoch fraglich, ob er sich überhaupt diesem Gottesurteil ausgesetzt hatte. Mutter, die arme, blieb an diesem Tage öfter in der Mitte des Vorderhauses stehen und wußte nicht, was sie beginnen solle. In ihrer großen Ratlosigkeit setzte sie sich manchmal hin und ließ die Hände in den Schoß sinken:

„Wenn er nur die Mundharmonika nicht vergißt, dieser Gyuri!“

Mein Vater und die anderen saßen da schon vor der Flasche. Sie stießen an, schweigend, zum Abschied. Mein Großvater erwähnte zweimal, es sei vielleicht besser, wenn ich und mein kleiner Bruder bei ihm blieben und er uns im Frühjahr persönlich zu den Eltern brächte. Er war besorgt, daß mein Bruder, der damals noch ein ganz kleines Kerlchen war, unterwegs erfrieren könnte. Aber mein Vater war anderer Meinung:

„Meine Söhne sind aus anderem Holz geschnitten. Und sollte es arg werden, dann reiben wir sie eben ein wenig mit Schnee . . .“

Und er setzte seine Erzählung — natürlich Soldatengeschichten — an der gleichen Stelle fort, wo man ihn unterbrochen hatte. Es war von Bosnien die Rede. Mein Vater erzählte in lebhaften Farben, wie sie an den Abenden am Rande des Sandjak seufzend gestanden hatten, zum Himmel aufblickend, die Sterne, die über Ungarn leuchteten, betrachtend. Hier schwiegen sie einige Pausen lang, denn das Heimweh hatte sie alle einst viel gemartert. Denn alle hatten sie Kommisbrot gegessen.

Dann erzählte Georg Bajda, der mehrere spannende Begebenheiten aus seiner ehemaligen tschechischen Garnison wußte. Sie zollten ihm große Aufmerksamkeit, nur der Flegel Widroczi schmunzelte unverschämt vor sich hin. Georg Bajda bemerkte es und sagte kaltblütig, ohne ihn anzusehen:

„Grinse nur, du Ferkel, du wirst gleich hinausfliegen!“

Gyuri Sandor hatten sie längst vergessen, aber bei Anbruch der Dämmerung erklang helles Schellengeläute auf der Brücke, und wenige Augenblicke später trat er selbst ein.

Eiszapfen hingen an seinem Schnurrbart.

Zuerst schlug er die Lammfellsäufelinge aneinander, dann band er sich das Tuch vom Kopfe. Denn obwohl er einen Hut aufhatte, hatte er ihn doch noch mit einem Tuche festgebunden. Um vor dem Winde geschützt zu sein.

Sie empfingen ihn mit ausbrechender Freude. Auf die Bemerkung meines Vaters, daß sie schon fast in Sorge gewesen seien, sagte Gyuri Sandor soviel:

„Was ich einmal verspreche, das stimmt.“

Wie er später erzählte, hatte er diesmal kein Abenteuer gehabt. Nur in der Gegend von Ujlak mußte er an einer Stelle einen Umweg machen, weil da eine Lawine den Weg verspernte, und außerdem hatte er auch in der Winoschenke vorgesprochen. Aber nur, um etwas Warmes hinunterzuschütten.

Nunmehr besprachen sie lang und breit die für den nächsten Tag geplante Abfahrt, denn diese stand jetzt fest. Mein Großvater hatte neuerliche Bedenken, besonders mich und mein Brüderchen betreffend, aber Gyuri Sandor erklärte, daß es unmöglich sei, länger zu warten. Auf dem Herwege sah er bereits, daß die Sperlinge von den Akazienbäumen purzelten. Es sei demzufolge sicher, daß das Schneegestöber wenigstens eine Woche anhalten würde.

Am folgenden Tage war das kleine Haus schon beim Morgen grauen voll Lärm. Ich war noch ein kleiner Junge an jenem Neujahrstag, und dieses Familienergebnis löst sich in der Ferne der Erinnerung auf, so daß ich nur mehr den blendend weißen Hof, den blinkenden Glockenstuhl und das im Schnee begrabene gegenüberliegende Häuschen sehe. Vor der Abfahrt rollte man uns in Pferdedecken ein, dann wurden

wir zwischen Kissen und Daunendecken im Wagen verpackt. Drei Wagen standen für die ungewisse Fahrt bereit: Neben dem mittleren Wagen mußte mein Vater mitmarschieren, damit ihm die Zehen nicht erfroren, die Aufsicht des hinteren Wagens übernahm Georg Bajda, der sich selbst anbot, uns in die ferne Welt zu begleiten, während Gyuri Sandor mit dem ersten Wagen den Weg im Schnee bahnen mußte. Nur die Überquerung der Ondava bereitete Sorgen. Viele hatten berichtet, daß das halbe Brückengeländer vom Sturm abgetragen worden sei, und es war zweifelhaft, ob das zwei Tage alte Eis die Wagenlasten ertragen werde.

Gott weiß, wie wir uns weiterkämpften. Wir zwei schnauften unter den Decken, mein Brüderchen umarmte mich mit seinen dünnen Armen, und mein Gesicht wurde heiß von seinem Atem. Mutter saß auf dem Vordersitz in Jacke, Decken und Tücher gehüllt. Mitunter hielten wir an, dann wieder rasten die drei Wagen klirrend weiter, und ich hörte die Stimme meines Vaters, wie er die Pferde keuchend antrieb. Manchmal rührte sich mein Brüderchen und flüsterte mir ins Ohr:

„Wo sind die Wölfe?“

Ich beruhigte ihn, daß die Wölfe uns sicherlich unter Szürnyeg erwarten würden.

Wir fuhren, fuhren in diesem Hundewetter. Einmal hielten die Wagen, und wir hörten fremde Stimmen, als sich mein Vater nach dem Weg erkundigte. Es mochte ein Dorf sein, vielleicht Mezpest. Denn diesen Ort mußten wir in der Richtung des Bärenwaldes passieren. Dann rollten wir weiter. Die ganze Welt dröhnte, und die Gegend wimmerte und heulte. Später hielten wir wieder an, und ich sah den eingebundenen Kopf Mutters, während sie ein Ende der Decke lüftete:

„Wie geht es euch, meine Lieben? Friert ihr nicht?“

„Nein, liebe Mutter“, sagte ich darauf.

Mein Brüderchen begann sich zu regen und flüsterte mit eingezogenem Kopf:

„Wo sind die Wölfschen, Mutti?“

„Rühr dich nicht, sonst kommen sie gleich und beißen dich in die Waden“, sagte Mutter und breitete die Decke wieder über uns.

Wir standen lange, sehr lange. Ich hörte jedoch mit halbem Ohr, daß wir vor dem Wehr der Ondava hielten. Die drei schneebedeckten Gestalten berieten aufgeregt, ob sie es auf der Brücke oder auf dem Eise wagen sollten. Gyuri Sandor rief ungeduldig aus:

„Ich versuche es auf dem Eise!“

Kurz darauf fuhren wir los. Vorn hieb Gyuri Sandor fleißig auf die Pferde ein, dann lief der Wagen dröhnend irgendwohin. Unser Wagen blieb plötzlich stehen, und im gleichen Augenblick hörte man — irgendwo aus der Tiefe — verzweifelte Hilferufe.

„Leute! Christen! Ich versinke!“

Gyuri Sandor brüllte dort, halb von Sinnen.

Ich hatte nicht einmal Zeit, die Nase hervorstrecken, als mein Vater durch das Heulen des Sturmes johlte:

„Hü, Himmel-Herrgott-Kruzitürken! Dort schwimmt das Sauerkraut!“

Als ich vorsichtig hervorspähte, schrien sie alle durcheinander. Der Schnee pfliff und prasselte, der Wehrgrund heulte, und unten am Ufer neigten sich die Zwergweiden seufzend bis zur Erde nieder. Alles wirbelte im blinden Weiß durcheinander. In diesem überirdischen Konzert sah man die Brücke, aber nur selten, dann tauchte sie wieder im Strudel des Schneesturmes unter. Aber wenn sie dann minutenlang wieder auftauchte, machte sie zwischen den beiden Ufern den Eindruck eines schlohweißen Gespenstes. Ihr halbes Geländer baumelte lahm abwärts und fror drunten ins Eis ein.

Die drei stampften kräftig im Schnee umher und stießen langgezogene Rufe aus. Es schien, als stritten sie. Durch den Sturm erreichte mich meines Vaters erregte Stimme:

„Der Teufel hole die verdammte Kiste! Das Sauerkraut zuerst! Man muß das Sauerkraut retten!“

Für einen Augenblick sah ich auch Mutter, wie sie unten in der Tiefe ihre behandschuhten Hände zusammenschlug, während ihr der Atem am Munde gefror. Georg Bajda hieb gerade dem einen Pferd auf die Nase, während er die Tiere mit wütender Kraft zur Seite drängte. Dabei fluchte er häßlich. Gyuri Sandor und mein Vater versuchten, den Wagen vom Platze zu rühren, mit zum Zerreißen angespannten Seinen.

Ich kroch unter die Decke zurück, weil der Wind mir auf der Haut brannte. Mein Brüderchen regte sich halb unter mir und kniff mich, ich möge ihm auch ein kleines Loch lassen.

„St, die Wölfe sind da!“ schreckte ich ihn unter der Decke.

Aber mein Brüderchen hatte mehr am Herzen, denn seine Zähne klapperten:

„Kalte Füße . . .“

„Nur eine kleine Weile noch, Jöschka. Gleich kommt Mutter.“

Ich steckte wieder den Kopf hinaus. Der Schnee prasselte wie beim Jüngsten Gericht. Wagen und Pferde waren jetzt schon am Ufer; aber das Faß schwamm noch immer in der Mitte des breiten Loches, sein oberes Ende war aufgerissen, und das Wasser in seiner Nähe war voll Sauerkraut. In diesem Augenblick sprang mein Vater plötzlich hinein, und ehe die anderen zwei ihn zurückhalten konnten, schnaufte er bereits, bis über den Gürtel einsinkend, im Flusse. Jetzt glückte auch Georg Bajda hinein, und ihm folgte Gyuri Sandor. Die Ränder ihrer Röcke breiteten sich auf dem Wasser aus, ohne zu versinken.

Mutter rief sich jammernd die Hände:

„Heilige Mutter Gottes, nur das eine Mal noch hilf!“

Die drei arbeiteten keuchend im Loch, denn sie konnten das Faß nicht so recht greifen. Gyuri Sandor stolperte plötzlich irgendwie und

fiel bis zum Kinn ins Wasser. Er fuhr mit den Händen wild durch die Luft und schnaubte zornig. Mein Vater lachte:

„Na, jetzt trink, wenn du so ein verdammter Idiot bist!“

Gyuri Sandor kletterte unter Qualen auf das Eis zurück. Mutter begann zu weinen, Gyuri war patschnaß. Er sah aus, als hätte man ihm drei Kannen Wasser über den Kopf gegossen. Er wartete auch nicht länger, sondern lief das Ufer hinauf, los auf den zweiten Wagen und zwängte sich dort, so wie er war, unter das Bettzeug. Er ächzte jämmerlich.

Endlich war das Faß geborgen, aber die Hälfte des Sauerkrautes ging zum Teufel. Dann hoben sie es laut fluchend auf den Wagen und zogen die Pferde vor die Brücke. Denn jetzt mußte man es mit der Brücke versuchen.

Wer weiß, wie sie es machten. In etwa einer halben Stunde waren wir drüben. Erst jetzt dachte ich an meinen Bruder:

„Mutter, Mutter! Jöschka ist sehr kalt!“

Mutter eilte herbei, ihr Rock war ganz weiß vom Schnee, und als sie mein Brüderchen anfachte, schrie sie entsetzt auf:

„Leute, das Kind erfriert!“

Und sie begann bitterlich zu schluchzen.

Jene zwei kochten ohnedies vor Zorn, denn unter dem Gürtel war alles an ihnen steinhart gefroren. Mein Vater rief vom ersten Wagen zurück:

„In der Binoschenke werden wir ihn erwärmen!“

Es war keine Zeit zu verlieren, das empfanden auch sie wohl. Mutter kroch schluchzend zu uns und presste unter der Decke mein Brüderchen an sich. Georg Bajda sprang auf den ersten Wagen, mein Vater stieg eilig auf den dritten, Gyuri Sandor fuhr in der Mitte. Gyuri hielt, auf dem Bauch liegend, die Zügel und dann:

„Gyi!“

Sie fuhren trapp, so daß die Möbel gegeneinander trommelten. Im Schneegestöber passierten wir die Grenze von Szürnyeg, ohne daß sich Wölfe gezeigt hätten. Wir hielten jäh an.

Die Binoschenke.

Hier mußte jedoch eiligst gehandelt werden, denn die Lippen meines Brüderchens begannen blau zu werden. Mein Vater sprang ab, trat zu uns und hob meinen Bruder mitsamt der Decke herunter. Er sagte noch zu Mutter:

„Hole ein wenig Schnee! Wir wollen ihm die Füße einreiben!“

Der berühmte Georg Bajda griff nach mir, und hinein in die Schenke!

Als Gyuri Sandor eintrat, bearbeiteten sie mein Brüderchen schon neben dem Kamin. Er kam zu sich. Na also! Kleinigkeit — wie Georg Bajda bemerkte.

Der Gastraum der Schenke war ausgestorben, nur ein alter Jude kauerte schlummernd in der Ecke. Mein Vater rief ihm zu:

„Etwas Warmes, Alter, wir haben gebadet.“

Ihre Hosen begannen aufzutauen und das Wasser strömte aus ihnen. Gyuri Sandor schüttelte sich wie ein nasser Hund. Erst streiften sie die Stiefel ab, wechselten die Fußlappen, schoben den krummbeinigen Tisch an den Kamin und wärmten ihre starren Gliedmaßen. Gyuri Sandor dampfte.

Das Getränk versetzte sie in Laune, und jetzt nahmen sie das kleine Abenteuer nicht mehr ernst. Wir saßen in der Kaminecke, und Mutter hauchte in meines Brüderchens Hände, der öfter zusammen-schauerte. Georg Bajda und mein Vater begannen Gyuri Sandor aufzuziehen, wo denn jene vorjährigen Wölfe eigentlich seien?

„Du träumtest das Ganze, Gyuri“, warf Bajda hin.

Gyuri Sandor lächelte schweigend, denn er wußte, daß sie nur ihren Spaß mit ihm hatten.

Sie baten den Wirt noch um einen Schluck, dann begannen sie aufzubrechen, da die Pferde bereits zu frieren begannen. Erst wurden wir zwei gründlich verstaubt, dann stieg Gyuri Sandor auf unseren Wagen, und zwar legte er sich auf den Bauch, rollte sich in eine Decke, daß nur seine Mühe vorlugte, damit er die Richtung sehe und die Zügel halten könne. Mutter stieg auf den mittleren Wagen. Dieser Wagen würde auch ohne Kutscher fahren, sagte mein Vater.

Er selbst und Georg Bajda kletterten auf den ersten Wagen. Sie drehten sich bis an den Gürtel in Decken ein, denn ihre Beinkleider begannen gleich wieder zu erstarren.

Dann ging es los. Die Schenke blieb noch verlassen als früher zurück.

Es war ein Wetter wie am Tag des Gerichts. Nach zwanzig Schritten verlor sich der Weg, und die Luft dröhnte kaum turmhoch.

Gott weiß, wohin wir fuhren. Einmal, bei einer Biegung — wir mochten in der Gegend von Barantsch sein —, steckte ich vorsichtig den Kopf heraus. Weit vorn sah ich meinen Vater und Georg Bajda nebeneinander sitzend. Alles an ihnen war weiß, und Eiszapfen hingen an ihren Schnurrbärten. Sie unterhielten sich miteinander, denn Georg Bajda wiegte den Kopf hin und her.

Der Schneesturm brauste über uns hinweg, und die zwei verloren sich im weißen Nichts.

Berge am Horizont

Soweit ich es damals mit meinem Verstand erfassen konnte, trafen sie schon seit Wochen ihre Vorbereitungen.

Es handelte sich um nichts Geringeres als einen Besuch bei meinem Großvater mütterlicher Seite. Diese Unternehmung wurde in endlosen Debatten besprochen.

Denn er lebte sechs oder sieben Dörfer weit, und in diesem Dorfe war auf einen bestimmten Tag eine Hochzeit festgesetzt. An diesem Tage aber mußte Mutter unbedingt dort sein.

Die Verhandlungen nahmen einen immer giftigeren Verlauf. Der eine Gaul des alten Andreas Pifor, der bisher unser ständiger Fuhrmann war, hinkte nämlich gerade, und wie gerne er auch selbst mit seinen alten Freunden auf der Hochzeit einen Trunk getan hätte, konnte er doch die Fuhre einer so langen Fahrt nicht übernehmen. Ein anderer Fuhrmann jedoch war nicht aufzutreiben. Mein Vater erklärte daher, er komme nicht mit, denn ein Herr ginge nie zu Fuß. (Obgleich er auch damals ohne jede Beschäftigung war.) Mutter, ihre jüngere Schwester und deren Mann, namens Michael Szopko, redeten mächtig auf ihn ein, wir mögen zu Fuß losgehen, denn was sei das für zwei kriegs-erfahrene Männer; aber mein Vater erledigte das ganze Problem mit einer Handbewegung:

„Ich kann es nicht tun. Auch in meiner Soldatenzeit war ich immer ein Herr.“

Er saß nämlich als Treiber-Kanonier immerwährend auf dem ersten Zugpferd vor der Kanone.

Diese Debatten zogen sich lange, sehr lange hin, wenigstens ich hatte damals den Eindruck. Ich war noch ein kleines Kerlchen: Ich mochte kaum sechs Jahre zählen in jenem Spätsommer.

Da sich mein Vater endgültig versteifte, blieb keine andere Wahl, als ohne ihn loszuziehen. Aber wie? Das war die berühmte Frage. Denn sie hätten auch mein dreieinhalbjähriges Brüderchen mitnehmen sollen. Sie beratschlagten die Art der Entscheidung, als Michael Szopko plötzlich mit der Schulter zuckte:

„Ich trage ihn auf dem Rücken!“

Das schien die einfachste Lösung. Aber im nächsten Augenblick schon entstanden Mutter Bedenken. Denn mein Brüderchen Joschka war noch ein recht unbeholfener, kleiner Junge, und es war vorauszusehen, daß er nicht fähig sein würde, während des ganzen langen Weges Michael Szopkos Hals mit seinen schwachen Armen zu umfassen. Aber der Mann meiner Tante, Michael Szopko, fand sich auch diesmal zurecht:

„Nun, dann stecken wir ihn einfach in einen Korb! Da wird er nicht herausfallen!“

Und so geschah es.

Am Morgen des großen Tages wurde Joschka in jenen Korb verstaут, in welchem Mutter ihre Gänse auf den Wochenmarkt nach Ujhely zu schleppen pflegte. Der neue Zustand gefiel Joschka, denn er klatschte jubelnd in die Hände. Dann wurde der Korb Michael Szopko auf den Rücken gebunden, der zum Abschied meines Vaters Hand schüttelte und dann, zu den Frauen gewandt, sagte:

„Los!“

Mutter erinnerte meinen Vater noch an einige häusliche Notwendigkeiten. Meine Tante nahm mich bei der Hand, und dann gingen wir zu viert in der Richtung des Hügels über dem Dorfe los. Mein Brüderchen Joschka im Korbe, auf Michael Szopkos Rücken. Wie eine Gans.

Wie lange wir marschierten? Heute erinnere ich mich nur mehr im Licht eines Traumes an die Wälder, die flachen Hügel, Landstraßen,

Menschen und Gegenden. Denn wir begegneten vielen, und fast jeder entgegenkommende Fuhrmann und Fußgänger war mit Michael Szopko bekannt. Dann rief er stets freudig: „Tag, Gevatter!“

Es gab auch welche, die er mit Schwager anredete.

Gevatter oder Schwager blieben dann für ein paar Augenblicke stehen, schüttelten sich die Hände und fragten kurz nach der gegenseitigen Gesundheit, regelmäßig mit der Feststellung endend, daß es nur die Grafen gut hätten, weil sie Kubazigarren rauchten, der Armen Los jedoch ein Hundelos sei. Dann trennten sie sich: Schwager oder Gevatter setzten ihren Weg fort, und wir strebten der unendlichen Ferne entgegen. Denn alles war von uns weit, weit entfernt. Und über allen Fernen sah man den blauen Zug der Berge, aber verschwommen, bleich wie einen Seufzer. Einmal gingen wir an einem Dorf entlang, Gänse watschelten uns entgegen, unglaublich große Gänse. Ängstlich drückte ich mich hinter die Röcke meiner Tante, die mit meiner Mutter plauderte über alles mögliche auf der Welt. Und die Entfernung wollte nicht abnehmen! Mutter wandte sich öfter an mich mit besorgten Blicken, wie es mir schien:

„Schaffst du's noch, Söhnchen?“

„Ja wohl, liebe Mutter.“

Am unbekümmertsten benahm sich Michael Szopko, was bei einem ehemaligen Soldaten auch natürlich ist. Er trug den Korb, als hätte er ihn gar nicht am Rücken. Im Korbe schlief Joschka tief, weil ihm die Sonne auf den Schädel brannte. Michael Szopko lauschte eine Weile auf die Reden meiner Mutter und meiner Tante, dann unterbrach er ihr Geplapper mit einer Handbewegung:

„Ihr versteht rein gar nichts, ihr quatscht nur!“

Da die zwei gerade die Leiden Christi besprachen, mengte sich Michael Szopko unvermutet in die Debatte und bedeutete den Frauen, zu schweigen. Er (Michael Szopko) wußte alles besser und korrigierte

fogar die Bibel. Michael Szopko war nämlich einmal, als er überall nach einer Anstellung suchte, auch nach Ungvár gekommen und sah dort am Kalvarienberg in einem Marmorblock die Fußspur Christi aus jener Zeit, als der Arme noch das Kreuz schleppen mußte. Es sei daher sicher, daß die Juden ihn in Ungvár kreuzigten. Da nun gerade von den Juden die Rede war, bemerkte Michael Szopko:

„Auch sie werden einmal ihren Treffer ziehen. Ich möchte nicht in ihrer Haut stecken.“

Dieser sein Ausspruch ist mir noch heute gut erinnerlich.

Aber die übrigen Einzelheiten dieser bedeutsamen Wanderung erscheinen mir heute nur mehr wie ein alter, alter Traum. Die Mittagszeit mochte auch schon vorüber sein, und wir wanderten noch immer. Wir gingen durch Dörfer, Michael Szopko lehrte auch einmal in eine Schenke ein, und obgleich er kurz zuvor noch einen ernstlichen Groll gegen die Juden hegte, duzte er sich hier kurzerhand mit dem Wirt. Wir sahen in der Ferne verschleierte Berge, später kam uns ein singender Wallfahrer entgegen, und Michael Szopko klärte die Frauen darüber auf, daß man alle Wallfahrer hängen mußte. Sie kämen nämlich aus Kiew und seien allesamt Spione des russischen Zaren. Graue Weiden kamen uns aus der Ferne entgegen, und Michael Szopko bemerkte dazu, daß dort drüben das Wasser der Ondava fließe, in der er einmal einen so großen Karpfen gesehen habe wie ein Dohse. Schlanke Türme bligten im blendenden Licht, und über alledem in der Ferne standen die blauen Berge. Aber so fern, daß es vielleicht das Ende der Welt war! Michael Szopko erwähnte nur so nebenbei, daß sie dort einmal einem großen Bären begegnet seien. Einmal, als sie im Bihorlat-Gutin Wald rodeten, kamen sie dieser Bestie in die Quere, und der Bär langte dem anwesenden Antal Turbis so eine hinter die Ohren, daß ihm davon noch bis zum heutigen Tage der Kopf schief steht. Das war eine häßliche Kauferei, ehe sie das wilde Scheusal mit den Ärten zur Strecke brachten.

Wir gingen immer den Bergen entgegen, aber die Berge näherten sich mir nicht vom Rande des Horizonts. Sie blieben unentwegt am gleichen Platze.

Und während ich meine kleinen Füße müde nachschleppte, packte mich schwärmerische Sehnsucht nach den Bergen. Ihre ausgezackten Grate sprühten wie Funken in der Sonne: Sicher waren es Gletscher. Aber sie waren fern. So fern wie unsere unerreichbaren Träume. Und ich war nahe daran, zu weinen. Denn ich empfand damals, daß ich die blauen Berge niemals erreichen würde.

Die Sonne begann zu sinken. Da und dort läuteten Herdenglocken auf den glänzend grünen Weiden, und ich schleppte meine übermüdeten Beine schwer nach. Mutter sah mich besorgt an:

„Schaffst du's noch, Jungchen?“

„Jawohl, liebe Mutter.“

Obgleich ich damals schon häufig strauchelte.

Bei dieser Gelegenheit begann Michael Szopko, vielleicht um mir Mut zu machen, von seiner Soldatenzeit zu erzählen. Das war erst ein verdamnter Zustand!

Bei den großen Manövern erschien auch der König, hoch zu Roß, sie aber schnauften drei Tage und Nächte hindurch wie die Hunde, daß ihnen die Zunge aus dem Maule hing. Und Michael Szopko wiegte sein Haupt.

„Es war eine Sauwelt, aber ich bedauere sie dennoch!“

Das Bedauern lag darin begründet, daß er beim Militär eine Charge bekleidete. Als Gefreiter.

Inzwischen erwachte auch Joscika und sah Mutter aus dem Korb mit schlaftrunkenen Augen an:

„Mutti, wo ist Opa?“

„Zum Abendbrot sind wir bei ihm, Söhnchen“, ermutigte ihn Mutter, und es war mir, als wäre sie auch meinetwegen beunruhigt.

Denn ich war kaum mehr fähig, meine schwachen Beine zu schleppen. Aber ich biß die Zähne zusammen.

Das Dorf meines Großvaters war weit, sehr weit. Erst mußten wir noch in Garany kurze Rast halten, wo meines Großvaters Bruder wohnte. Er war erster Bauer auf dem gräflichen Besitz, genau so wie zwei Dörfer weiter mein Großvater. Man sah auch bereits einen Turm, ziemlich nahe, das war der Ort Garany. Wenigstens behauptete es Michael Szopko. Michael Szopko hoffte im übrigen, daß wir in Garany mit einer großen Jause erwartet würden. Er schnalzte:

„Wenn es einen Herrgott gibt, und es gibt einen, dann essen wir in einer halben Stunde gebratenes Ferkel.“

Da er so auf die Nahrungsmittel zu sprechen kam, stellte er fest, daß das feinste Essen zweifellos Sülze sei. Als Kuriosum erwähnte er noch, er habe einmal Zündschwamm gegessen (an Stelle von Pilzen); es wäre auch alles in Ordnung gewesen, aber der Zündschwamm knarrte so, daß sein einer Stockzahn dran glauben mußte. Drei Tage danach konnte er noch nichts genießen, weil er so aufgetrieben wurde wie eine Trommel.

In Garany erwarteten uns übrigens noch andere Merkwürdigkeiten. Beim Bruder meines Großvaters lebte angeblich ein alter Mann, ein weitläufiger Verwandter, der eine bedeutende Persönlichkeit war, da er zwölf Jahre lang das Kommissbrot des Kaisers gegessen hatte. Strafweise natürlich. Er hatte nämlich unter Kossuth gegen den König gekämpft und wurde infolge Unehreverbietigkeit gegen die Majestät nach Mantua assentiert oder so irgendwohin. Es war ein alter, ein sehr alter Mann, ein Veteran sozusagen. Michael Szopko schwieg vorderhand, aber mitunter lachte er glücksend auf, und einmal entschlüpfte es ihm laut:

„Der versteht erst aufzuschneiden, Bruder! Hü, wie der lügen kann!“

Wie lange wir noch in der Richtung der Ondava gegangen sind, weiß ich nicht. Es ist lange her, und die meisten Dinge zerfließen heute vor den Augen meiner Erinnerung. Aber ich weiß, daß wir plötzlich in Sarany waren, im Hause der Verwandten, die sich sicher über unser unerwartetes Auftauchen freuten. Und auch der Veteran war im Hause, der zwölf Jahre hindurch am Heimweh gelitten hatte in Mantua oder sonstwo. Er saß vor dem bauchigen Kamin auf der Bank, sog am kurzen Stiel einer Pfeife, er war fast vollkommen zahnlos; dennoch blickte er mit verwegener Nase um sich, während am Gipfel seines Kopfes eine verblichene Soldatenmütze thronte.

Eine Weile umschlich ich den alten Helden, und plötzlich stellte ich mich vor ihn hin:

„Hej, du kleiner Schlingel!“ rief der alte Mann und hieb sich mit der flachen Hand kräftig auf die Schenkel. „Wer hat dich das gelehrt?“

„Onkelchen, wo bleibt die Aufschneiderei?“

Ich zeigte auf Michael Szopko:

„Onkel Michael sprach davon . . .“

Alle im Hause begannen zu lachen, am lautesten der Veteran. Er schüttelte sich, begann zu husten, und seine Augen verschwanden fast in seinem runzeligen Gesicht:

„Nun, er hat recht, der Gauner! Warte nur, Bruder, ich will dir gleich etwas erzählen . . . Aber was? Vielleicht vom grauen Pferd?“

„Jawohl, Onkelchen, vom grauen Pferd.“ Ich sperrte den Mund weit auf vor Neugier.

Es war, als fühlte ich, daß ich einem außergewöhnlichen Menschen gegenüberstand.

Der Veteran tat ein, zwei Züge aus der Pfeife, dann begann er mit ungewöhnlichem Ernst:

„Es war damals, als ich nach zwölf Jahren Militärdienst in Mantua den Abschiedsbrief erhielt, daß ich nunmehr heimgenhen dürfe,

um zu heiraten, wenn ich Lust dazu hatte. Aber das Italienerland ist weit; sie wollten mich nicht zu Fuß losgehen lassen, weil sie mit mir zufrieden waren, und daher gaben sie mir ein blindes, graues Pferdchen zum Drauffsetzen. Es sei mein Eigentum bis an mein Lebensende. Nun, ich trabte mit dem Pferdchen los, den Abschiedsbrief in der Tasche, durch viele Länder und Provinzen, immer in die Richtung, wo die Sonne aufgeht, genauer gesagt, etwas mehr nach links haltend, denn der Herr Wachtmeister hatte mir gründlich eingeschärft, daß ich nur so in das Komitat Zemplén gelangen würde. In der vierten Woche erreichte ich das Zempléner Komitat und kam nördlich von Ujhely in ein slowakisches Dorf, dessen Einwohnerschaft nur aus Leibeigenen bestand. Es war gerade Sonntag, die Leute umringten mich vor dem Glockenstuhl und wollten wissen, was denn dieses blinde Pferd für ein Pferd sei? Denn sie hatten noch nie ein so graues gesehen. Ich dachte mir gleich, daß diese Dörfler blöde Menschen seien, und da ich guter Laune war, log ich ihnen vor, dieses graue Pferd sei die Freiheit. Sie verstanden nicht, was ich meinte. Da erklärte ich ihnen, daß derjenige, der das Pferd kauft, vollkommen frei sei und für den Grundherrn nicht mehr arbeiten müsse. Die Slowaken erhoben darauf ein großes Geschrei, legten gleich das Geld zusammen und zahlten drei Gulden für die Mähre. Das Pferd blieb dort, und ich schritt tüchtig in der Richtung nach Kaszau, um zu verhindern, daß sie mich einholten. In Kaszau trank ich dann die drei Gulden hinunter . . . So war die Sache, hahaha!"

Er sperrte den Mund auf, daß man seine drei schadhafte Zähne sehen konnte, und lachte heiser. Auch die Hausbewohner lachten, aber so, daß sie sich die Seiten halten mußten. Michael Szopko ächzte vor Lachen und konnte vor lauter Tränen kaum bemerken:

„Ein ulkiger Kopf, der Gevatter Mischka!"

Dunkel Mischka sah mich — nachdem er ausgehustet hatte — blinzeln an:

„Davon kannst du lernen . . . Bruder . . . was die Vernunft ausmacht!“

Es wurden einige Eßwaren gebracht, und Michael Szopko kam — nachdem er etwas Seelenwärmer hinabgespült hatte — in Laune. Meines Großvaters Bruder, der von Gestalt gerade gewachsen war wie eine Tanne, hieb ihm auf die Schulter:

„Ich schätze, Michael, es wird in dieser Hochzeit ein großes Theater geben, wenn du erst in Stimmung bist . . .“

Michael Szopko sagte:

„Da finde ich wenigstens Zeit, die vielen Käsetaschen hinunterzuessen, Gevatter Andreas . . .“

Später brachen wir auf, nach langwierigem Abschied. Wir überquerten die Ondava in einem Nachen, der Fluß läuft in dieser Gegend pfeilgerade zwischen den Staudämmen und hat eine Farbe wie die Haare der Slowakenmädchen. Von drüben, unter den Uferweiden, gingen wir mit neuer Kraft los. Von überall schmolzen da bereits die Farben der Dämmerung ineinander. Die Sonne war schon fast bis an die Gipfel der Salanzer Berge niedergegangen, und vor uns, aber in weiter Ferne, lag ein Dorf auf einem breiten Hügel mit zwei Kirchtürmen am oberen Ende. Vorn die katholische, hinten die reformierte. Das Kreuz der katholischen Kirche flammte blutrot in der Sonne. Das war das Dorf meines Großvaters.

Und vor uns, aber in märchenhaften Fernen, standen noch immer die Berge. Unbemerkt nahmen sie eine violette Farbe an.

Wir gingen weiter, immer weiter. Joschka saß wieder im Korbe und sah von Michael Szopkos Schulterhöhe herab wie eine Gans, die zum Markt getragen wird.

Ich war müde. Aber ich sagte nichts, denn ich fürchtete Onkel Michael zu verstimmen. Denn er hätte mich dann tragen müssen. Anscheinend roch auch Michael Szopko irgendwie den Braten, denn er

begann zu erzählen. Und von da an erzählte er in einem fort von allem möglichen, was ihm gerade einfiel, um mich abzulenken.

Ich fragte einmal:

„Wer wohnt in jenen Bergen, Onkel Michael?“

„Das weißt du nicht!?“ rief er überrascht. Obschon es möglich war, daß er sich nur verstellte. „Nun, du bist ja noch ein kleiner Laubfrosch, da wundert's mich nicht weiter“, und er schüttelte immerwährend den Kopf.

Dann fuhr er in erklärendem Tonfall fort:

„In den Bergen wohnt Gityera, den nicht einmal der König fangen kann. Er ist noch stärker als Jánosik war, und auch der war jemand! Als ihn zwölf Gendarmen gefangennahmen und auf die Weide hingen, so, daß sie ihm einen Eisenhaken zwischen die Rippen steckten, lächelte er nur. Jánosik lächelte und bat um seine Pfeife. Sie stopften ihm die Pfeife und steckten sie ihm in den Mund. Er war schon im Sterben, aber er rauchte hintereinander sieben Pfeifen Tabak. Und was sagt das?“ fragte er gleichsam sich selbst. „Gityera hätte neun Pfeifen geraucht . . .“

Und er verriet noch ein paar intime Einzelheiten von Gityera. Das sei ein Kerl, der für das Volk da ist. Ein echter, alter Betjar. Wenn es ihm gelingt, den reichen Juden von Ungvár oder Nagymihály zur Ader zu lassen, dann messe er von Baum zu Baum die Leinwand für das Volk, und die Rusnyaken tanzten dann gewöhnlich vor Freude Esardas. Ein andermal wieder, wenn er in Laune ist, steigt er auf die Ebene nieder und versteckt sich im Kukuruzfeld. Wenn dann die Gendarmen des Weges daherkommen, kauert Gityera in seinem Versteck und zeigt ihnen eine lange Nase, wobei er still in sich hineingrinnt. Aber er ist nicht immer in so freundlicher Stimmung. Es geschah zum Beispiel, daß er in seinen zügellosen Zeiten die Frauen und Mädchen auf der Wiese zu jagen begann, die laut kreischend gegen die Dörfer flüchteten.

An dieser Stelle konnte Michael Szopko eine gewisse Schadenfreude nicht unterdrücken:

„Na, er ist ein großer Schürzenjäger, das ist nicht zu leugnen! Obschon ich glaube, daß es den Frauen nicht mal so sehr leid gewesen wäre . . .“

Hier fuhr jedoch seine Frau entrüstet auf:

„Michael, Michael, daß du dich gar nicht schämst!“

Szopko blinzelte im geheimen wie ein Hase. Später versuchte er die Sache beizulegen: „Man muß nicht gleich das Schlimmste annehmen . . . Warte nur, warte, wenn wir erst bei der Hochzeit sind, will ich auch mit dir tanzen! Ein wenig Bewegung wird bei den vielen Käsetaschen ohnedies vonnöten sein . . .“

Dann wandte sich Michael Szopko mir zu und bedeutete mir ernsthaft, ich möge mich auf der Hochzeit nur vor einem einzigen Kerl in acht nehmen: dem Bassgeiger. Der Bassgeiger sei nämlich der schmutzigste Charakter der Welt. Als er, Michael Szopko, ein kleiner Junge war und zu einer Hochzeit mitgenommen wurde, steckte man ihn hinter den Kamin in die Ecke. Im ganzen Hause wurde schon getanzt, die Menge war dicht und der Lärm groß, als ihm seine Mutter einen Teller voll Fleischbrühe mit Fleisch brachte. Kaum war jedoch der kleine Michael Szopko allein geblieben, sprang hinten aus der Kapelle der Bassgeiger hervor, ein häßlicher, poßennarbiger Kerl, trat an den Kamin, stahl das Fleisch aus dem Teller, und ehe der kleine Michael Szopko einen Ton von sich geben konnte, hatte der Zigeuner das große Stück Fleisch in einem Bissen verschlungen.

„Es wird also gut sein“, wandte er sich an mich, „wenn auch du auf deiner Hut bist.“

Aber um diese Zeit schleppte ich mich nur mehr halbtot weiter. Michael Szopko tat jedoch so, als bemerkte er nichts. Dafür begann er durch die Nase irgendein Soldatenlied zu summen:

„Zwei blanke Sterne stehn über den Weiden,
Drei Jahre mußt' ich mein Herzliebchen meiden . . .“

Später ging er in tiefe Brusttöne über, so tief, daß sein Adamsapfel zu vibrieren begann.

Jetzt aber schluchzte ich auf:

„Mutter, meine Füße sind blutig!“

„Ich wußte, Söhnchen, daß es so kommen wird.“ Mutter blieb bedauernd stehen und untersuchte meine bloßen Füße. „Was sollen wir jetzt beginnen?“ fragte sie ratlos.

„Was weiter?“ wiederholte die Schwester meiner Mutter die Frage. „Michael trägt ihn, das ist klar . . . Der hat genügend Kräfte!“

Da aber schnaubte Michael Szopko unwillig:

„Himmel noch mal, was bin ich denn, daß man mir alles anhängt? Ein Kamel, oder was?“

Es schien schon fast, daß er sich seiner Frau widersetzen werde, aber die Tante maß ihn nur von oben bis unten:

„Augenblicklich, denn das Dorf ist noch weit!“

Michael Szopko sagte nichts mehr. Er nahm den Korb mit Josophka herunter, sie hoben mich auf seinen Rücken, und ich umarmte seinen Hals. Dann hingen sie ihm den Korb mit Josophka vorne um den Nacken, mit Hilfe seines Hosenumhängers.

Wir gingen los. Die zwei Frauen kamen hinter uns und plauderten miteinander, Michael Szopko hingegen leuchtete und schnaufte. Wie ein Stier.

Die Dämmerung kam.

Rechter Hand, aber fern, breitete sich eine große Ebene aus. So groß, daß man ihr Ende nicht sehen konnte. Dort mochte das Quartier meines anderen Großvaters sein, der Herdenwirt war, überall jedoch der Kosak genannt wurde, wegen seiner leicht erregbaren, unverträglichen Natur. Michael Szopko bemerkte wild leuchtend, daß es auch

jenem nicht einfallen konnte, uns mit einem Wagen oder Karren entgegenzufahren. Meine Mutter und die Tante schritten, mitunter ein paar Worte wechselnd, langsam hinter uns her. Alles begann in das Grau der Dämmerung zu versinken, alles wurde größer und entfernte sich immer mehr. Am Himmel tauchten hier und dort einzelne Sterne auf, aber so schwach leuchtend, wie ferne Funken. Auch die Berge sah ich nicht mehr . . . Aber in der gleichen Ferne, wo am Nachmittag die Berge standen, begannen Lichter aufzublizen. Als wären es gefallene Sterne.

„Wozu sind diese Sterne dort drüben, Onkel Michael?“

Michael Szopko entgegnete aufgebracht:

„Dort braten Fityera und die übrigen Räuber ihren Speck . . .

Aber jetzt laß mich in Ruhe!“

Ich verstummte. Und ich starrte lange auf die fernen Hirtenfeuer, die in den verschwundenen Bergen ohne Unterlaß glänzten.

Michael Szopko fluchte bereits heftig und andauernd, denn ich schnürte ihm von vorne den Nacken ab und Joscika von hinten mit dem Korbe. Er drohte damit, er würde sofort nach unserer Ankunft nicht nur das erwähnte Dorf, sondern auch die benachbarten drei Dörfschaften: Nezepest, Abara und Kátschánd anzünden.

Es wurde schnell dunkel. Und in dieser Dunkelheit schritt Michael Szopko nunmehr mit dröhnenden, meterlangen Schritten vorwärts, drohend und schnaufend. Wie ein Gespenst.

Der Mond steht tief

Wir hatten den ganzen Tag gearbeitet.

Es war keine leichte Arbeit. Die junge Saat dehnte sich unendlich vor unseren Augen, als wir gegen zehn Uhr morgens in der heißen Sonne aufstanden, um zu verschnaufen. Ich hatte kein Gefühl mehr in den Schultern, weil wir uns ununterbrochen bücken mußten. Mit kleinen Jätmessern in den Händen stachen wir das Unkraut aus dem Korn. Und um die Mittagszeit legten wir uns unter die Akazie am Grabenrand, ich wußte nicht mehr, ob ich lebendig oder tot war. Man konnte keine Pausen halten, denn der Verwalter Brugos war uns unerbittlich auf den Fersen. Der herrschaftliche Besitz belief sich auf zweitausend Morgen; aber Brugos tauchte in jedem Augenblick unerwartet und überall auf, und wenn er sah, daß irgendeines der Knaben und Mädchen ein Pflänzchen Unkraut übersehen hatte, dann rief er mit unbeschreiblicher Schadenfreude aus:

„Habe ich dich endlich, Tagedieb! Ich will dir gleich einen Kreuzer abziehen!“

Und er schrieb, sein dickes Notizbuch hervorholend, gleich dort im Stehen den Namen des Jungen oder Mädchens ein, um bei der Lohnauszahlung am Sonnabend die Abzüge ja nicht zu vergessen. Diese Abzüge berührten alle empfindlich, denn wir bückten uns vom frühen Morgen bis in die späte Dämmerung hinein in der Saat, und wenn der Abend kam, waren unsere Hände voller Blasen, so daß wir vor Schmerzen nicht einschlafen konnten. Und wen der Verwalter Brugos einmal eingetragen hatte, der jammerte später vergeblich in großer Erbitterung wegen des Kreuzers, denn Brugos kannte kein Erbarmen. Und wenn er jemand erwischte, dann sah man ihm förmlich an, wie er vor Schadenfreude anschwoll.

Ich arbeitete schon den sechsten Tag in der Reihe, denn wir hatten gerade Pfingstferien. In jenem Frühsommer ging ich in die fünfte Klasse, und es war so, daß ich im Herbst ins Kollegium kommen sollte. Mutter, die arme, sammelte schon seit Weihnachten für das Schulgeld, und ich mußte deshalb zur Arbeit gehen, um in dieser Woche wenigstens die Hälfte des Geldes zu verdienen, das meine Stiefel kosteten, die der Schuster Andreas Esanak gerade in Arbeit hatte. Der berühmte Schuhmacher wohnte im benachbarten Dorfe und führte so oft als möglich aufrührerische Reden gegen die Grafen und gegen den Stuhlrichter.

Diese Tage brachten uns allen grausame Erschöpfung, aber es mußte sein. Knaben und Mädchen, alle bückten wir uns, ohne Unterlaß, in der Saat auf und nieder, eine lange, lange Reihe, und unsere dünnen Arme wurden vom Jätmesser noch länger. Aber keiner klagte, nur mitunter seufzte eines oder das andere. Dann bückte es sich wieder, die mageren Händchen aneinander reibend, um nicht vor den anderen zurückzubleiben. Selten manchmal sangen wir ein Frühlingslied:

„Der Garten des Grafen hat schattige Haine,
Wer keine Liebste hat, suche sich eine,
Suche sich eine . . .“

Das Lied flog auf und schwebte über die Wiesen fort, und danach entstand großes Schweigen. Sogar die Vögel schwiegen, als achteten sie auf uns.

Wir wären ja auch so zurechtgekommen, wenn uns nur Brugos nicht immer gequält hätte. Aber der dicke Verwalter war kaum bei einer Biegung der Landstraße verschwunden, da tauchte er schon wieder auf irgendeinem entfernteren Hügel auf, und obgleich wir alle uns bückten, immer wieder bückten, brachte er es doch nicht über sich, uns nicht zuzurufen:

„Ihr steht schon wieder den Tag, he?“

Dann sanken wir in noch tieferes Schweigen zurück.

Aber wir blieben nicht lange in gedrückter Stimmung. Jemand eines der kleinen Mädchen begann ein Märchen von der krummen Kuh zu erzählen, und wir anderen hörten ihr staunend zu. In solchen Fällen vergaßen wir, daß Brugos auf der Welt war, und arbeiteten mit erleichtertem Herzen weiter, uns immer wieder blickend. Ein andermal erzählte Mischka Tokar schauerliche Einzelheiten aus einem Erlebnis seines Vaters, der einmal an einem Herbstabend in die Sümpfe der Konyva ging, mutterseelenallein, auf dem Feldweg, um seine zwei Pferde heimzuholen, die irgendwo hinter dem Wärterhaus geknebelt weideten. Damals ereignete es sich mit Tokar Mischkas Vater, daß plötzlich ein glühendes Faß auf dem Wege vor ihm hinrollte. Wenn er stehenblieb, blieb auch das Faß stehen. Wenn er auf das Faß losschritt, rollte es wieder weiter. Tokar Mischkas Vater schlug anfangs wortlos einige Male das Kreuz; nachdem das aber nichts nützte, begann er plötzlich herzerreißend zu brüllen, so laut es seine Kehle hergab: „Zu Hilfe, Christen!“ Infolge des verzweifelten Gebrülls rannte der Wächter mit einer Lampe aus dem nahen Bahnwärterhaus. Im gleichen Augenblick zerfloß das übernatürliche Gesicht in nichts . . .

Das waren keine gewöhnlichen Dinge.

Mit der größten Hingebung lauschten wir jedoch dann, wenn von Zitvera die Rede war. Der allgemeinen Meinung nach war Zitvera eigentlich ein Sommerbetjar, der die Reisenden und die Juden nur bei warmer Witterung schreckte, denn beim Einsetzen der Regenzeit im Herbst zog er sich in seinen Schlupfwinkel zurück. Seit Jahren trieb er sich schon im Schilf und in den Kukuruzfeldern herum, aber in Wirklichkeit und von Angesicht hatte ihn vielleicht noch niemand gesehen. Aber jeder wußte von ihm ein oder zwei Seltsamkeiten zu erzählen. Mit seiner Schlaueit erzielte er seine größten Erfolge. Einmal zum Beispiel sandte er dem Grundbesitzer von Kolbasa Nachricht, daß er ihm an diesem und diesem Tage pünktlich um die Mittagszeit eine Speckseite stehlen

werde. Der Besitzer glaubte, man verulkte ihn, und rannte erst nach seinem Gewehr, als kurze Zeit nach dem Geläute der Mittagsglocken sein Fuhrmann atemlos bei ihm ankam, er hätte soeben Fityera gesehen, wie er schnaufend hinter den Gärten vorbeigerannt sei, eine Speckseite auf dem Rücken, und als er ihn anrief, drehte sich Fityera um, machte ihm eine lange Nase und grinste häßlich dazu.

Das mußte wahr sein, denn als sie gemeinsam in die Küche liefen, fehlte im Kamin tatsächlich eine Speckseite. Auf welche Weise jedoch Fityera diesen tollkühnen Diebstahl ausführen konnte, blieb ewig ein Geheimnis.

Fityera wagte eine ganze Reihe solch unbegreiflicher Dinge, und die armen Leute liebten und bewunderten ihn. Denn er verulkte nur die Herren, so oft es ihm Spaß machte. Ja, einmal band er einen großmäuligen, jungen Adligen an eine Akazie, nur so mit einer Hand, auf der Landstraße von Ujhely. Und dann verabreichte er ihm ein paar Flüchtige von hinten.

Möglich, daß Fityera gar nicht wirklich existierte; aber wir glaubten an ihn. Und wir wünschten aus ganzem Herzen, daß auch dieser Brugos einmal mit ihm zu tun bekomme. Fityera würde es ihn schon lehren!

Inzwischen wurde es Nachmittag, und wir beugten uns noch immer auf und nieder in der Saat. Aber wir sangen nicht mehr. Wir waren todmüde, alle.

So ging das, bis wir kaum mehr stehen konnten und die Sonne hinter den Radványer Bergen unterging.

Es war Samstag abend.

Knaben und Mädchen warfen die kleinen Jätmesser über die Schulter und zogen in einer lautlosen Gruppe auf der Landstraße heimwärts. Niemand sang, niemand redete. Sie waren alle mutlos wie Sperlinge.

Ich aber trabte quersfeldein zum nächsten Dorf, um von Andreas Esanak die Stiefel abzuholen. Denn morgen war der erste Pfingsttag. Die Stiefel waren vorerst nicht bezahlt, das bedeutete jedoch keine Schwierigkeit, denn Vater Andreas vertraute unserer Familie sehr.

Ich lief den Hügel, der mich vom nächsten Dorfe trennte, aufwärts, denn ich hatte Angst vor der Dunkelheit, und es fiel mir ein, daß ich Fityera etwa irgendwo begegnen könnte! Aber es dämmerte schon ziemlich, als ich die Dorfstraße entlang keuchte.

An diesem Abend war das Dorf sehr schön.

Die Straße vor den Häusern war schon reingefegt, und es tat wohl, darüber zu laufen. Überall sah man, daß Pfingsten nahe war, der Tag, an welchem die Pfingstrosen am feurigsten blühen. Hier und dort neigten sich die Besitzer über die Zäune und rauchten still ihre Pfeifen oder sahen lange in die Richtung des Oberlandes, als hofften sie auf unerwarteten Besuch. Und fern, in den Sümpfen der Konhyva irgendwo, begannen die Frösche ihr einschläferndes Konzert. Angenehme Traurigkeit überkam mich, während ich es belauschte.

Es war späte Dämmerung, als ich bei Andreas Esanak eintrat.

Ein langer, schmaler Hof, und hinten, ganz hinten, hockte das strohgedeckte Haus. Aber Onkel Andreas hatte bei Eintreten der milderen Witterung das Feld seiner Tätigkeit in den Hof unter den Maulbeerbaum verlegt. Dort hämmerte er auch jetzt auf seinem Dreifuß, und er war in aufgebrachter Stimmung, weil ihn zwei Kunden drängten. Eine slowakische Bäuerin und Baron Pista, der Hühnerkrämer.

Ich wünschte etwas ängstlich einen guten Abend. Denn Onkel Andreas hielt ich schon immer für etwas Besonderes. Auch jetzt tastete er in der Dämmerung nach den Leisten; da aber der Leisten nicht zum Schuh paßte, schleuderte er ihn an den Maulbeerbaum. Dann wandte er sich um und maß mich von oben bis unten, als wollte er mich mit seinem Schnurrbart spießen:

„Na, du kommst mir gerade recht!“

Ich stand vor ihm mit angehaltenem Atem. Anscheinend erbarmte ich Onkel Andreas, denn er fuhr etwas milder fort:

„Wir haben's gleich geschafft, Junge, nur ein wenig Geduld! Erst schmirgle ich Baron Pistas Absätze . . .“

Baron Pista, der Hühnerkrämer, ein langer, magerer Mensch, lächelte säuerlich mit einem Schnurrbartende. Man nannte ihn nur deshalb Baron, weil er niemals arbeitete, sondern den ganzen, langen Tag an den Zaun gelehnt herumlungerte. Einen Hühnerkrämer nannte man ihn aber, weil er, wo es ihm nur möglich war, Hühner stahl, ihnen die Hälse umdrehte, sie entfederte und auffraß. So eine Nummer war Baron Pista, und daher fürchtete ich mich vor ihm.

Ich fühlte bereits, daß es um den heutigen Abend schlecht stand. Unser Dorf mindestens dreiviertel Stunden entfernt, stockdunkle Nacht, keine Seele auf der Landstraße, und überdies mußte ich an dem jüdischen Friedhof vorbei, der ein gutes Stück außerhalb des Dorfes lag, und dessen Pappeln schweigend im geheimnisvollen Dunkel standen. Und ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß ich auch Jityera irgendwo begegnen würde.

Inzwischen wurde Esanak mit Baron Pistas Stiefeln fertig, und er seufzte, das Honorar entgegennehmend, dem Hühnerkrämer zu:

„Sie haben Kossuth umsonst aus dem Lande vertrieben, denn es gibt hier bald eine Revolution. Dann können sich die Herren den Hintern kratzen!“

„Was weiß ich's“, meinte der Hühnerkrämer achselzuckend. Esanak fuhr auf:

„Aber ich weiß es! Ich sage dir nur das eine, Freundchen, daß ich nicht in der Haut der Barone stecken möchte. Die werden ein elendes Ende nehmen; aber es geschieht ihnen recht . . .“

Er wandte sich plötzlich an mich, seinen Gedankengang fortsetzend:

„Weil sie ein arbeitsscheues Pack sind. Das ist die Wahrheit, Junge!“

Er polierte die Stiefel ein wenig und reichte sie mir dann:

„Da, nimm sie mit! So etwas bringt auch kein anderer fertig, nur der verrückte Esanak. Schade, Junge, daß man mich seinerzeit nicht aufs Kollegium schickte, seither wäre ich schon mindestens Schreiber irgendwo“, fuhr er, vor sich hinblickend, fort. „Denn ich habe viel Hirn im Kopfe. Das ist von Übel.“

Und während er weiter Trübsal blies, wie schade es sei, daß er kein Gymnasium erlernen konnte, rückte ich vor dem leicht erregbaren Manne schwer damit heraus, daß ich den Arbeitslohn für die Stiefel erst nach den Feiertagen bringen könne. Onkel Andreas winkte ab:

„Macht nichts, Junge, ich lebe ja nicht davon. Ich schwöre dir, daß ich nicht weiß, wovon ich lebe!“

Dann verabschiedete ich mich ungeschickt. Andreas Esanak rief mir noch nach:

„Grüße deinen Vater von mir. Wir haben viel wilde Tage miteinander verlebt, solange wir noch ledig waren. Damals hatten wir freilich auch Geld genug . . .“

Die letzten Worte sagte er gedankenvoll vor sich hin. Halb zu sich selbst.

Aber der Abend war hereingebrochen.

Mit klopfendem Herzen eilte ich das Dorf entlang, denn die vielen Sterne waren schon alle hervorgekrochen. Auf den Fußspitzen trabte ich am letzten Hause des Dorfes vorbei, das tief in einem dichten Obstgarten lag und etwas Furchterweckendes an sich hatte. Denn seine Fensteraugen dämmerten halb blind durch die Äste der Bäume. Es war unbewohnt, und das Licht der Nacht spiegelte sich in seinen Fenstern.

So erreichte ich das Ende des Dorfes. Aber dort blieben meine Füße wie angewurzelt stehen, und ich konnte mich nicht rühren.

Das war ein unbeschreiblicher Abend!

Ich blieb stehen mit stoßendem Atem . . . Denn am Dorfsende umfing mich der orgelnde Gesang der Grillen, so mächtig, daß ich glaubte, ins Jenseits getreten zu sein. Die Wiese sumimte und dröhnte, die Saaten rauschten auf den Hügeln, und in diesem staunenerregenden Konzert erklang fremd und unheimlich das Lied der Frösche. Der Himmel und das ganze All wogten in übernatürlichen Farben . . . Gegen Westen, wo die Sonne verschwunden war, schimmerte es rötlich, sonst war alles geheimnisvoll gelb . . . Aber auch das rote Leuchten wurde schon schwächer. Überall sonst jubelte, brannte der gelbe Glanz . . . Die Himmelskuppel flammte gelb, die Landstraße, die fernen Berge, gelb dämmerte der Wald . . . Erschreckt floh ich, ein einsamer, schwarzer Punkt, hügelaufwärts, auf der gelben Landstraße.

Und mit stoßendem Atem empfand ich es als Gewißheit, daß ich in dieser übernatürlichen Flut Sityera nicht mehr entgehen konnte.

Ich näherte mich bereits dem Hügelgrat und wußte, daß Sityera nur droben auf der Kuppe stehen konnte, an irgendeine Akazie gelehnt, damit ihn die Gendarmen nicht überraschen konnten, wenn sie von irgendwoher auftauchten.

Ich wagte mich der Hügelskuppe nur schrittweise und auf den Fußspitzen zu nähern, als ich von neuem erschrak . . . Ich erblickte den Mond.

Er stand tief, ganz tief am Rande des Horizonts, gleichsam halb in der Erde versteckt, so groß wie ein Wagenrad, mit bleichem, flachem Gesicht. Als wäre er am Himmelsrand angeklebt. Das Erschreckende aber war, daß die Orgie des gelben Lichts nicht vom Mond herrührte, denn der Mond stand dort drüben so bleich wie ein Lungenkranker.

Ich wußte nicht mehr, ob ich lebendig war oder tot. Ich empfand es als Gewißheit, daß ich in die andere Welt eingegangen sei.

Und da blieb ich plötzlich stehen.

Am Hügel oben erblickte ich nämlich am Rande der Landstraße über dem Graben Fityera, an eine schmale Akazie gelehnt.

In diesem Augenblick stand ich dem Monde, der noch immer nicht aufsteigen wollte, gerade gegenüber. Er stand, an die Erde geklebt, und sah mich mit seinem großen, weißen Teller Gesicht an. Auch ich mochte sehr bleich sein: Ich fühlte, daß mir das Blut zum Herzen floss.

Dort stand Fityera vor mir. Es gab kein Entkommen!

Er war ein hoch aufgeschossener Kerl und reichte mit seinem Kopfe fast bis zur Mitte der Akazie. Sein Gesicht hatte die Farbe alten Knastfers, sein Schnurrbart baumelte traurig nieder, und er trug irgend ein Bündel am Rücken. Eine alte Flinte stand bei seinem Fuß, sein linkes Auge war kreisrund geöffnet, während das andere halb geschlossen war, und sein Schädel zuckte seltsam hin und her. Als schüttelte ihn ein geheimes Lachen.

Ich stand oben am Hügel in der gelb flammenden Nacht und wußte, daß Fityera mich töten werde.

Wie lange ich so leblos stand, weiß ich nicht mehr. Ich fuhr unerwartet auf, als Fityera sich lustig auf den Schenkel hieb und mir zublinzelte:

„Na, Bruder, wie geht es immer?“

Meine Zunge klebte mir am Gaumen. Ich stand dort, ich stand, dem bleichen Mond gegenüber. Zwischen uns beiden stand Fityera, dem Mond den Rücken kehrend, und wieder zuckte sein Kopf, als schüttelte ihn der Frost. Dann begann er zu lichern, aber nur so für sich selbst mit zurückgehaltenem Glucksen. Plötzlich hieb er sich mit der linken Handfläche aufs Ohr und stieß ein so schauerliches Gelächter aus wie das Wiehern eines Pferdes . . .

Nach einer langen Weile war es mir, als rannte ich kopflos flüchtend auf der Landstraße den Hügel hinunter. Hinter mir stieß jemand eine Reihe wilder Hui-Hui-Rufe aus. Mehrmals nacheinander.

Nur die gelben Farben brannten und loderten unentwegt. Der Mond — Gott weiß, weshalb? — stand, stand auf einem Fleck, und ich stolperte und flüchtete keuchend im unbegreiflichen Abend. Und mein Entsetzen wuchs weiter, denn als ich am Bahnwärterhaus vorbei war, in dessen Nähe einmal in einer Herbstnacht jenes brennende Faß vor Mischka Tokars Vater einherrollte, näherte sich mir der jüdische Friedhof immer mehr, und seltsame Funken tanzten auf seiner Steinmauer. Unerwartet bewegte sich der Friedhof, und seine schlanken Pappeln flogen mir durch die Luft entgegen. Obgleich es windstill war.

Ich war schon in Schweiß gebadet, und mein Herzschlag setzte aus. Hinter mir Zityera, vor mir der mir entgegenlaufende Friedhof. Ich glaubte auf der Stelle zu sterben. Und ich spürte mit meinem Rücken, daß hinten, auf dem verlassenem Hügel, Zityeras magere Gestalt immer weiter emporwuchs, über die Akazien hinaus, und daß er ein wiehern des Gelächter ausstieß, die Hand gegen sein Ohr schlagend.

Sonst ist mir nichts mehr erinnerlich, weil ich mit geschlossenen Augen auf der Straße weiterrannte.

Als ich meine Augen zu erheben wagte, schleppte ich mich bereits vor dem oberen Ende unseres Dorfes, in der Nähe der kleinen Kapelle, aus deren dunklem Vorgarten immer um die Mittagszeit ein langgezogener Schrei zu hören war: Gespenster trieben ihr Wesen hinter der Kapelle. Das Flackern der Farben begann schwächer zu werden, und im Norden erstarb das gelbe Licht völlig. Mit schlotterigen Knien stolperte ich an der Kapelle vorbei. Ich war gerettet.

Aber mich umzublicken, wagte ich nicht.



